3 1761 07885027 8

Aus
Natur und Geisteswelt

644

K. Reuschel

Deutsche Volkskunde

I. Allgemeines · Sprache · Volksdichtung

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/deutschevolkskun01reus

R4453d

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

644. Bändchen

Deutsche Volkskunde

im Grundriß

I. Teil: Allgemeines · Sprache · Volksdichtung

Von

Karl Reuschel

Mit 3 Figuren im Text

251778
24 · 2 · 31

Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1920

Schutzformel für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright 1920 by B. G. Teubner in Leipzig

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten

Printed in Germany

Vorwort.

Die Arbeit ist zu einem beträchtlichen Teile schon im Sommer 1909 angelegt worden. Sie abzuschließen, trug ich Bedenken, weil ich mir nicht genügend als Wissender vorkam, und auch jetzt würde ich mit der Herausgabe zögern, gälte es nicht, alte Verpflichtungen zu erfüllen, und wäre nicht das starke Bedürfnis vorhanden nach einer kurzen Einführung in die hier berührten Fragen. John Meiers „Grundriß" wird, da erst zwei Hefte vorliegen und der Krieg das Unternehmen in seinem Fortgange hindert, noch lange nicht vollständig werden. Mit Hinweisen auf Literatur bin ich absichtlich nicht sparsam gewesen; vielleicht machen Beurteiler, auch nachsichtige, mir einen Vorwurf daraus, weil die Lesbarkeit darunter leidet. „Ich hab's gewagt mit Sinnen!"

Folgende Abkürzungen werden gebraucht:

AllnG	= Aus Natur und Geisteswelt;
Hess. Bl.	= Hessische Blätter für Volkskunde;
Schles. Mitt.	= Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde;
Schweiz. A.	= Schweizerisches Archiv für Volkskunde;
ZfdA	= Zeitschrift für deutsches Altertum;
ZfK	= Zeitschrift für Kulturgeschichte;
ZfdPh	= Zeitschrift für deutsche Philologie;
ZfdU	= Zeitschrift für den deutschen Unterricht;
ZfdW	= Zeitschrift für deutsche Wortforschung;
ZfrhwV	= Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde;
ZöV	= Zeitschrift für österreichische Volkskunde;
ZVfV	= Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.

Das Büchlein, dessen Fortsetzung wohl nicht mehr als Monate auf sich warten läßt, widme ich wehmütiger Erinnerung an meinen Freund August Gebhardt, gestorben 1915 als Universitätsprofessor in Erlangen, und an einen früh als Opfer des Weltkrieges Dahingeschiedenen, der bis zum letzten Atemzuge für des Vaterlandes Größe und Zukunft erglühte. Sein Vermögen hat er Zwecken der Volkswohlfahrt bestimmt, und in seinem Sinne glaube ich die Frucht mancher Mühen der Öffentlichkeit unterbreiten zu dürfen mit dem Wunsche, daß die Kenntnis deutscher Art immer festere Wurzel schlage.

28. August 1918. **K. R.**

Inhaltsübersicht.

Seite

I. Wesen und Wert der Volkskunde 5
II. a) Quellen der Volkskunde 26
b) Das Sammeln der Stoffe 26
III. Die Sprache 34
IV. Die Volksdichtung 62
a) Das Volkslied 62
b) Kinderlied und Kinderspiel 91
c) Das Volksschauspiel 98
d) Sage und Märchen 108
e) Die Kleindichtung 131

I. Wesen und Wert der Volkskunde.

„Die Volkskunde als selbständige Wissenschaft ist eine halbvollendete Schöpfung der letzten hundert Jahre; die Anläufe und Beiträge zur Volkskunde dagegen sind so alt wie die Geschichte der Literatur." Mit diesem Satze begann Wilhelm Heinrich Riehl im Jahre 1858 einen Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft", dem noch heute wegweisende Bedeutung zukommt („Culturstudien" [Stuttgart 1862] 205—229). Es scheint, als ob von dem Manne, den man häufig den Vater der Volkskunde nennen hört, auch der deutsche Name der neuen Wissenschaft herstammt. Wohl hat sich bisher vor ihm die Bezeichnung „Volkskunde" an zwei Orten gefunden: in der Vorrede zu Franz Ziskas „Österreichischen Volksmärchen" (Wien 1822) (s. Adolf Hauffen, ZVfV 23 [1913], 414 f.) und 1830 bei Goethe in seiner Anzeige der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, wo es von Abbé Dobrowský heißt: „er führte jeden Ertrag (seiner Forschungen) immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück". Aber diese Stellen sind offenbar für die Geschichte des Namens „Volkskunde" bedeutungslos, weil sie lange Zeit nicht beachtet wurden. Riehl dagegen bildet das englische „folk-lore", glücklich den Begriff erweiternd, nach. Denn William John Thoms (Ambrose Merton), der in einem 1846 veröffentlichten Aufsatze im Londoner Athenäum für die volkstümliche Überlieferung das Wort und den Begriff „folk-lore" schuf und nach eigenem Geständnis durch die zweite Auflage von Jacob Grimms Deutscher Mythologie auf diese Dinge hingelenkt worden war, hätte sich von der Bedeutungserweiterung, die „Volkskunde" gegenüber „folk-lore" darstellt, nichts träumen lassen. „Volkskunde" als Kunde vom Volke umfaßt auch die Kenntnis volkstümlicher Überlieferungen, aber zugleich weit mehr, und nach Art von Erdkunde,

Völkerkunde gebildet, lehrt dieses Wort, daß der Gegenstand wissenschaftlichen Betrieb erheischt.

Die Sache selbst ging dem Namen, wie schon Riehl betonte, um ein großes Stück voraus. Man muß das Aufkommen der geschichtlichen Betrachtungsweise, die Freude an menschlicher Entwicklung, die begeisterte Liebe für Urwüchsiges, Bodenständiges, das Einfühlen in ganz oder halb überlebte Zustände, wie sie einem Herder eigen waren, als die Wurzeln betrachten, aus denen der Stamm der Volkskunde seine Nahrung zog; man muß sich des Zusammenhanges der romantischen Geistesbewegung mit Gedanken Herders, Justus Mösers, des jungen Goethe wie mit der Märchenfreude Wielands erinnern und sich vor Augen halten, daß die Begründer deutscher Philologie aus dem Boden der Romantik herausgewachsen sind, um inne zu werden, wie sehr der feinsinnige Darsteller der Naturgeschichte des deutschen Volkes recht hatte, wenn er das Alter der Volkskunde als selbständiger Wissenschaft auf ein Jahrhundert schätzte.

Dabei blieb er sich bewußt, daß die Volkskunde in seinen Tagen nur „eine halbvollendete Schöpfung" war. Eine Wissenschaft kann ihrem Wesen nach nicht vollendet sein, also hat Riehl mit dieser Wendung einen besonderen Sinn verbunden. Er meint zweifellos: der Aufbau des Wissens zur Wissenschaft ist erst zur Hälfte gelungen; noch sind selbst die Forschungsziele nicht genau abgesteckt, noch fehlt es an scharf ausgeprägter Forschungsweise. Auch die sechzig Jahre, die seit Riehls Darlegungen verflossen sind, haben nur langsam und nicht ohne Widerspruch von seiten anderer Wissenschaften der Volkskunde die Anerkennung als selbständiger, älteren Schwestern ebenbürtiger Wissenschaft gebracht. Die Volkskunde hatte Schwierigkeiten zu überwinden, die sich aus ihrem Stoff ergaben. Einmal die gleichgültige Gebärde, mit der wir Deutschen von alters her allem gegenüberstehen, was „nicht weit her" ist, dann die oft bedenkliche Mitarbeit der Laien, der sie doch nie entraten kann und darf, weil sie Vorstellungen und Gegenstände der breitesten Schichten behandelt, weiter auch mangelnde Übereinstimmung der Forscher über die eigentlichen Zwecke. Am gefährlichsten und dem wissenschaftlichen Ansehen am nachteiligsten waren die immer wiederholten Versuche Ungeschulter und darum Unberufener, über die Grenzen des Sam-

meins und Aufzeichnens hinauszugehen und auf eigene Faust sogenanntes wissenschaftliches Verfahren zu üben.

Bald erschien die Volkskunde als Anhängsel der Erdkunde, bald sollte sie ein Teil der Kulturgeschichte sein, bald ein Stück Nationalökonomie, bald wieder eine Unterabteilung der Ethnographie, bald eine bloße Beispielsammlung, an der die Völkerpsychologie mehr oder minder gut gestützte Behauptungen erhärtete. So hat der Begriff hin und her geschwankt, ja nicht einmal der schöne deutsche Name blieb unangefochten: Folklore und Folklorist brauchte man auch in Deutschland; um 1890 endlich wurde Folklore allgemeiner durch „Volkskunde" ersetzt. Dabei hatte sich die Lächerlichkeit ereignet, daß der, die, das Folklore in schönstem Durcheinander auftraten. Wirklich ernstes Bemühen, das Gebiet der volkskundlichen Wissenschaft zu umschreiben und ihre Ziele festzusetzen, gehört bei uns erst den letzten beiden Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts an. Einflußreich war Gustav Meyers Aufsatz „Folklore" im ersten Bande seiner „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde" (1885), eine schon früher (1883) in der Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung veröffentlichte Arbeit, die nicht bloß auf die Wichtigkeit der Volkskunde hinwies, nicht nur die Geschichte der Wissenschaft vom Volkstum beleuchtete, sondern auch vielfache Anregungen bot, wie sie zu betreiben sei, mit Entschiedenheit Ungeschulte, die als Stoffsammler Nutzen stiften können, vor Übertreten in das Reich der Forscher warnte und eine wissenschaftliche Zeitschrift für nötig hielt; diese sollte über den kleineren, örtlich enger begrenzten volkskundlichen Zeitschriften stehen, deren Zweck nach dem Grazer Philologen besonders im Aufspeichern von Einzelmitteilungen gesucht werden müsse. Der Wunsch nach einem wissenschaftlichen Mittelpunkt in einer Fachzeitschrift erfüllte sich bald. Karl Weinhold leitete seit 1891 bis zu seinem Tode die Zeitschrift des von ihm ins Leben gerufenen Vereins für Volkskunde mit dem Sitz in Berlin. In seiner Einführung verlangte er 1. Stoffsammlung, 2. geschichtliche Untersuchung des Gefundenen und 3. Vergleichung des Zusammengetragenen und in seiner Herkunft Erforschten mit Verwandtem bei anderen Völkern. „Auf diesem Wege wird man zuletzt die allgemeine Formel aus der nationalen gewinnen."

Auch entwarf er einen Arbeitsplan: zu Anfang wäre die körperliche Beschaffenheit des Volkes zu betrachten, sodann hätte sich die Aufmerksamkeit äußeren Zuständen (Nahrung, Tracht, Wohnweise) und inneren (Lebensitte, Recht, Religion, Sprache und Dichtung) zu widmen.

Die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde setzte in gewissem Sinne die bis auf zwanzig Bände gelangte Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft fort. Weinhold hat deren letzten Band (1890) mit einer kleinen Arbeit: „Was soll die Volkskunde leisten?" bereichert und darin bemerkt: „Die Volkskunde hat die Aufgabe, das Volk, das ist eine bestimmte, geschichtlich und geographisch abgegrenzte Menschenverbindung von Tausenden oder Millionen, in allen Lebensäußerungen zu erforschen." Bedenken erheben sich gegen den Versuch, allzuviel unter dem Namen unterzubringen. Da bezeichnete Adolf Hauffen (Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde [Prag 1896] S. 94) mit einem glücklichen Wort als Endzweck aller volkskundlichen Bestrebungen: die wissenschaftliche Formel für den Begriff Volksseele zu ermitteln.

Die deutsche Volksseele ist ein schwer zu fassender Begriff, von dem jedenfalls das eine gesagt werden kann: er läßt sich nur aus den seelischen Äußerungen der deutschen Stämme und Landschaften als eine Art Querschnitt darstellen. Darum gilt es, die Eigenart deutschen Lebens überall da, wo sich Gemeinschaften Deutscher finden, zu erforschen. Erhebungen in deutschen Bundesstaaten und Gauen, auch im deutschen Sprachgebiet außerhalb der Reichsgrenzen wurden als nötig erkannt. Da solche Arbeit gewöhnlich die Kraft einzelner übersteigt, sind zahlreiche Landesvereine entstanden, zuerst in Bayern und Schlesien, während die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" gleichzeitig die Pflege der Volkskunde unter ihre Aufgaben rechnete (Verf., Volkskunde und volkskundliche Vereine; Deutsche Geschichtsblätter 9 [1907], 63—83). Diese Landesvereine und -ausschüsse haben in ihren Veröffentlichungen schon jetzt eine nur mühsam zu übersehende Fülle von Stoff gesammelt und verarbeitet, so daß von Zeit zu Zeit Übersichten (z. B. Adolf Hauffen, Die deutsche Volkskunde in Böhmen: Deutsche Arbeit 8, 225—237; Eduard Hoffmann-Krayer, Wege und Ziele schweizerischer Volkskunde: Schweiz. A. 12 [1908], 241 bis

260) dankbar begrüßt werden. Im Jahre 1904 wurde zu Leipzig ein Verband deutscher Vereine für Volkskunde begründet, nachdem schon vorher der Gesamtverein deutscher Geschichts- und Altertumsvereine eine besondere Abteilung für Volkskunde auf seinen Tagungen eingerichtet hatte. Auch die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner weisen im letzten Jahrzehnt eine „Sektion für Volkskunde" auf. Mit derartigem Zusammenschluß wird der Wissenschaft viel gedient. Persönliche Begegnungen helfen zu gegenseitiger Förderung, die Berichte geben den Ferngebliebenen Kunde von dem, was verhandelt worden ist. Es steht zu hoffen, daß die Arbeit in allen Teilen des deutschen Sprachgebiets einheitlicher wird; umfassendere Aufgaben wie die Sammlung der Flurnamen, der Volkslieder, der Zaubersprüche, eine allgemeine Hausbaustatistik und Erhebungen über die Sprache der Krieger, über Aberglauben im Weltringen sind von Verbands wegen möglich, und deutsche Akademien der Wissenschaften erweisen sich diesen Unternehmungen nach sorgfältig erwogenen Plänen fördernd.

Das Ausland hatte in den Zeiten vor Karl Weinholds bahnbrechender Tat entschieden die Führung auf volkskundlichem Arbeitsfelde an sich gerissen. Vom Ausland, und zwar von Norden her, kam der Gedanke, eine zwischenstaatliche Vereinigung zur Pflege der Volkskunde zu schaffen. Der Folkloristische Forscherbund (F. F.) veröffentlicht seine Mitteilungen seit 1908.

Verfolgen wir die hier nur in ihren gröbsten Zügen angedeutete Geschichte unserer Wissenschaft auf deutschem Boden, so sehen wir, daß sich in dem, was geschaffen worden ist, ein gewaltiger Plan erfüllt hat, der bereits Jacob Grimm vorschwebte.

Schon ums Jahr 1808 hatte dieser Meister deutscher Sprach- und Altertumskunde einen „Altdeutschen Sammler" in Gestalt einer Zeitschrift schaffen wollen (ZDfD 12 [1902], 129—138); 1815 stiftete er eine Gesellschaft, die „alles, was unter dem gemeinen deutschen Landvolke von Lied und Sage vorhanden ist, retten und sammeln sollte" (Kl. Schriften 7, 593—595), und 1822 schrieb er an seinen Freund Werner von Haxthausen (ZDfD 12, 96—98) eingehend über eine Unternehmung, die beinahe alles „provinziell" behandeln wollte, was wir jetzt unter den Begriff Volkskunde rechnen.

Grimms Anregungen fielen auf fruchtbaren Boden. Er selbst wie sein Bruder hat manches Ziel aufgestellt und erreichen hel-

sen. Mythologie und Volkskunde sind leider nicht immer in die rechte Verbindung gebracht worden, und man wird im ganzen doch erst das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts als das bezeichnen dürfen, in dem die Gesamtmasse des Stoffes in ihrer Ausdehnung überschaut wurde und in dem sogar kühne Männer vorläufiges Verarbeiten umfangreicher Stoffgebiete nicht scheuten. Es sei nur erinnert an Elard Hugo Meyers „Deutsche Volkskunde" und an ein Werk, das seine Kreise noch weiter zog, an Dr. Hans Meyers „Deutsches Volkstum" oder an Richard Andrees „Braunschweiger Volkskunde". Solche Veröffentlichungen ließen allerdings erkennen, daß es kaum länger anging, den Begriff Volkskunde ohne scharfe Begrenzung zu gebrauchen. Denn jeder Volkskundler von Ruf stellte den Blick mehr oder weniger nur auf sein Hauptarbeitsfeld ein. Wollte unsere Wissenschaft die ihr nicht immer willig zuerkannte Geltung erringen, so konnte sie einer grundsätzlichen Auseinandersetzung über ihr Wesen und ihre Ziele nicht aus dem Wege gehen. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts waren die Erörterungen solcher Art an der Tagesordnung. Eduard Hoffmann-Krayer hatte im Jahre 1902 eine vielfach fördernde Untersuchung „Die Volkskunde als Wissenschaft" geschrieben, die feste Anhaltspunkte darzubieten suchte, das Verhältnis zur Ethnographie und zur Kulturgeschichte beleuchtete und zwei Gattungen, die stammheitliche und die allgemeine Volkskunde unterschied. Als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung wollte der Verfasser das „vulgus in populo" angesehen haben. Nachdrücklich wandte er sich gegen die Theorie vom naturgesetzlichen Geschehen im Volksleben. In Adolf Strack, dem Begründer der Hessischen Blätter für Volkskunde, fand der Schweizer Gelehrte einen Beurteiler, der wesentliche Fragen anders auffaßte. An den Brüdern Grimm geschult, durch philosophische Literatur, namentlich durch den Erneuerer und Vertiefer der Völkerpsychologie Wilhelm Wundt beeinflußt, nannte er (Hess. Bl. 1 [1902], 156) Volkskunde „die Erforschung, Darstellung und Erklärung aller Lebensformen und geistigen Äußerungen, die aus dem natürlichen Zusammenhang eines Volkes unbewußt hervorgehen und durch ihn bestimmt sind. Er wies scharf die Ansicht zurück, die Volkskunde habe es vorwiegend mit den niederen Schichten, dem „vulgus" zu tun. Er wie sein Gie-

ßener Amtsgenosse Albrecht Dieterich (Hess. Bl. 1, 169 ff.) betonte die philologische Grundlage und hob hervor: „Die Volkskunde steht in der Mitte zwischen Naturwissenschaften und reinen Geisteswissenschaften, insofern das Volks- und Massenleben die Stufe des Übergangs von dem reinen Naturleben zum individuellen, bewußten Geistesleben darstellt." Die Auseinandersetzung endete mit fruchtbarem Meinungsaustausch über den Anteil des Einzelwesens am gemeinsamen Überlieferungsbesitz (Hess. Bl. 2, 57 ff., 64 ff.). Der Schweizer hält die Erscheinungen des Volkslebens für das Ergebnis des Angleichs schwacher Individualitäten an starke, gebraucht sogar das vieldeutige Wort Suggestion, der Landsmann der Brüder Grimm läßt den einzelnen hinter der Gesamtheit ganz zurücktreten, lehnt den vom Bildungsdünkel stammenden Ausdruck „vulgus" ab und spricht von den größeren und kleineren Menschenverbänden als natürlich gewordenen, geistig schaffenden und Lebensformen erzeugenden Gemeinschaften. Aus der zeitlichen Entfernung von anderthalbem Jahrzehnt sieht sich der Gegensatz minder scharf an. Zu ausschließlich betrachtet Strack die bäuerlichen Verhältnisse als reinste Ausprägung des durch Sitte gebundenen Volkstums. Er ist wohl namentlich durch Riehl, auch durch die zufälligen Inhalte von Sammlungen volkskundlichen Stoffes, zu solcher Auffassung gelangt. Riehl nennt aber neben dem Bauernstande den Adel eine Macht sozialen Beharrens. Weitere Ausführungen über den Begriff Volkskunde und über die Aufgaben der jungen Wissenschaft folgten um jene Zeit (Oskar Brenner in der Beilage zur [Münchner] Allgemeinen Zeitung Nr. 238 vom 16. Okt. 1902; Raimund Friedrich Kaindl, Die Volkskunde. Leipzig und Wien 1903; C. Voretzsch in den Verhandlungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. S. Leipzig 1903, 129—131), doch sie stehen an Bedeutung zurück hinter lichtvollen Darlegungen Eugen Mogks (Mitt. des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde Nr. 6 [Nov. 1907]), die sachlich überall Zustimmung gefunden zu haben scheinen. Indem der Mensch ursprünglich Gemütsmensch ist, oder, wie es wohl richtiger heißt, emotional veranlagt, schafft er Beziehungen zwischen sich und seiner Umwelt, die sich auf Gedanken- oder Gefühlsverknüpfungen gründen. Auch der höher Gebildete streift das Anerzogene gelegentlich im Zustande heftiger Er-

regung ab und wird dann „Volk". Ein vortreffliches Beispiel gewährt Schillers Wallenstein. In der Anschauung des Friedländers, der sich von dem Lauf der Sterne abhängig weiß, hat der Begriff des Zufalls keinen Platz. Seine Überzeugung muß sein, daß jeder Zufall ausgeschaltet ist, und er gibt ihr deutlich Ausdruck. Als ihm aber die Gefangennahme des Unterhändlers Sesin gemeldet wird, da ruft er (Wallensteins Tod I, 3): „Ein böser, böser Zufall. Freilich! freilich!" Jetzt im Affekt ist er in seiner seelischen Verfassung nicht unterschieden von dem geringsten seiner Soldaten. *Volkskunde befaßt sich mit allen den Erscheinungen des Volkes, in denen sich assoziative, nicht logische Denkweise offenbart.* Von einer Beschränkung auf die untersten Gesellschaftsschichten, auf das „vulgus in populo" kann nicht mehr die Rede sein, wohl aber von Abstufungen nach der Seite des begrifflichen Denkens. Denn die volkstümliche Denkweise ist wesentlich anschaulich und von Phantasievorstellungen wie Wollungen beeinflußt. Der Unterschied in Geschlecht, Alter und sozialer Stellung wird natürlich zu beachten sein. Danach richtet sich die größere oder geringere Aufnahmefähigkeit, das festere oder lockerere Behalten der Eindrücke, der stärkere oder schwächere Nachahmungstrieb und das Maß des Nachahmungsgeschickes. Es bedarf eines weiteren Ausbaues dieses Hauptergebnisses mit Hilfe der Lehre von den Assoziationen, und hier kann die Psychologie einen schönen Bund mit der Volkskunde schließen. Mogk hat das Verdienst, einen Weg gezeigt zu haben, der zum Ziele führt. Sein Vorgänger *Franz Krejči*, der schon 1889 (ZfVölkerpsych. 19, 115—141) die Bedeutung des psychischen Mechanismus für die Erkenntnis der Volksdichtung hervorgehoben hatte, war bei diesem Teilgebiete stehen geblieben.

Volksseele. So wären wir zu dem wichtigsten Problem, das uns in der Volkskunde beschäftigt, zu dem vom *Gesamtgeist* oder von der *Volksseele* geführt. Denn es ist klar: wenn der Verknüpfung der Vorstellungen und Gefühle eine derartige Bedeutung nicht nur für das Volkslied, sondern für alle Äußerungen, die unter den Begriff der Volkskunde fallen, zukommt, so kann dies nur unter der Voraussetzung möglich sein, daß eine wesentlich gleiche seelische Grundlage der Einzelglieder des Volkes vorhanden ist und sich daraus eine Gemeinsamkeit des Denkens,

Fühlens und Wollens ergibt. Wie anders soll man diese Tatsache bezeichnen als mit Ausdrücken wie Volksgeist, Gesamtgeist, Kollektivseele, Volksseele?

Das Schlagwort „Volksseele", bewundert viel und viel gescholten, stammt von Herder, der es gleichbedeutend mit „Volksgeist" verwendet. Zum α und ω wurde es für die Begründer der Völkerpsychologie, Lazarus und Steinthal. Diese allmählich etwas geringschätzig betrachtete Wissenschaft brachte Wilhelm Wundt zu neuen Ehren. Für ihn ist Völkerpsychologie Lehre von der Volksseele. Schon 1895 erwies Gustave le Bon (Psychologie des foules) die Massenseele als etwas durchaus Reales. Trotzdem gab es genug Leugner. Der Weltkrieg, namentlich sein Anfang, hat den Streit entschieden. Wer hätte sich nicht von der wunderbaren Einmütigkeit unserer Volksgenossen, von der gemeinsamen Richtung ihres Geistes überzeugen können! Wer jetzt nicht an einen Volksgeist oder an eine Volksseele der Deutschen glaubt (den Unterschied zwischen den beiden Begriffen, wie ihn Wundt macht, halte ich noch immer für Willkür), dem stehen Theorien über Tatsachen! Ausdrücke wie Volksseele, Massenseele, Kollektivseele sind mindestens als wissenschaftliche Behelfe unentbehrlich.

Hat nun Hoffmann-Krayer recht, der erklärt: „Die Volksseele produziert nicht, sie reproduziert" oder der Völkerpsycholog, der die Überzeugung vertritt, der Begriff Volksseele sei unhaltbar, sobald man ihr nicht auch die Fähigkeit, Neues zu bilden, zugestehe? Elsenhans' „Theorie der Phantasie" (Archiv für die gesamte Psychologie 21, 30 ff.) erweist, wie sich die Phantasie an vorhandenen Anschauungsstoff anschließt und entweder eine noch unbekannte Kombination schafft oder das Vorhandene zum Muster nimmt, um neue Gebilde hervorzubringen. Dabei behält er immer die Leistungen von Einzelwesen im Auge. Handelt es sich um „Gemeinschaftserzeugnisse", so kommt nur das in Betracht, was Wundt „passive Phantasie" benennt. Das auf künstlerischer Höhe stehende Werk ist Schöpfung eines einzelnen. Es kann zum Gemeingut nur werden, wenn es die starken individuellen Besonderheiten verliert. Le Bon (Psychologie des foules[11], Paris 1906, S. 183) hat vom ästhetischen und ethischen Gesichtspunkte aus gewiß recht mit seinem Worte: „L'œuvre de la foule est

partout et toujours inférieure à celle d'un individu isolé!" Er hat dann recht, wenn das „individu isolé" geistig über der Masse steht. Gehört es ihr geistig zu, so bringt es Erzeugnisse hervor, die einer so gründlichen Umschmelzung wie die den Durchschnitt überragenden Leistungen nicht bedürfen; sie sind eben im wesentlichen nur Reproduktionen von Früherem, von allgemeinem Erfahrungsstoff in allgemein verständlicher Form. Indem diese Gebilde von einer größeren Zahl Menschen erlebt, die in ihnen geschilderten Vorgänge (ihre Inhalte) mit Phantasie nachempfunden werden, vollzieht sich der Übergang in den Allgemeinbesitz.

Zusammenfassend sagen wir: Die Volkskunde beschäftigt sich mit seelischen Äußerungen des Volkes, soweit sie entweder durch assoziative Denkform entstanden oder verändert, dem Volksempfinden angepaßt worden sind. Körperliche Erscheinung und alles ins Gebiet der Realien Gehörige kommen als Stoff der Volkskunde nur in Betracht, soweit sie ein nicht individuelles Seelenleben widerspiegeln.

Volkskunde und Völkerpsychologie. Damit wäre die Volkskunde in allernächste Nähe der Völkerpsychologie gerückt. Nach Wundt hat „die Völkerpsychologie diejenigen psychischen Vorgänge zu ihrem Gegenstande, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Wert zugrunde liegen (Völkerps. I, 1[1] S. 6). Sie „muß sich auf das Allgemeingültige beschränken und von allem abstrahieren, was innerhalb der Gemeinschaft unmittelbar auf individuelle Einflüsse zurückgeht" (ebda S. 5). Es wird betont, daß örtliche und nationale Unterschiede der Gestaltung des Zusammenlebens die Völkerpsychologie nicht kümmern, falls sie nicht in irgendeiner Weise auf die psychologische Gesetzmäßigkeit dieses Zusammenlebens Licht werfen. Sprache, Mythus und Sitte hat die völkerpsychologische Wissenschaft zu behandeln. Kritik der Wundtschen Anschauungen (vgl. Alfred Vierkandt, Der gegenwärtige Stand der Völkerpsychologie. NJ 33 [1914] 625—641) zu üben, wäre an dieser Stelle nicht angebracht. Die Volkskunde umfaßt anderes und mehr als Wundts Begriff der Völkerpsychologie, denn sie verfolgt das Seelenleben gerade von dem Augenblick an, wo Wundt aufhört, da durch das Hervortreten von Einzelpersönlichkeiten die Geschichte entsteht. Und weiter sind ihr im Gegensatz zur Völkerpsychologie örtliche und völkische Unterschiede wichtig. Wie wenig glücklich der Name Völkerpsychologie gewählt ist, der bekanntlich von Lazarus stammt, erweist die schon oben gegebene Bestimmung der Völkerpsychologie als einer Lehre von der Volksseele, wo man doch Völkerseele erwarten sollte,

einen Ausdruck, der offenbar nur vermieden wird, weil er an Nationales erinnert. Der scharfe Denker ist sich des Mißlichen dieses Namens seiner Wissenschaft wohl bewußt. (Völkerpsych. I, 1^1 S. 2 f.; I, 1^3 S. 1 f.) Beachtliche Einwendungen gegen den Gebrauch des Wortes bringt nach manchen anderen neuerdings Ottmar Dittrich vor (Die Probleme der Sprachwissenschaft. Leipzig 1913, S. 16 ff.). Für die Entstehung von Sprache insbesondere betont er, daß grundsätzlich kein größerer Kreis nötig sei und schon eine Zweiheit von Wesen genüge. „Gemeinpsychologie" nennt er die Lehre von dem Seelenleben menschlicher Gemeinschaften. Statt Individualpsychologie aber will er die Bezeichnung „Allgemeinpsychologie" einführen, gewiß kein glücklicher Gedanke, da „Allgemeinpsychologie" gerade das nicht vermuten läßt, was es bedeuten soll. Nun könnte man wohl für Völkerpsychologie „Massenpsychologie" sagen, aber auf der einen Seite ist der eben erwähnte Grund gegen den Gebrauch des Wortes „Völkerpsychologie" hier erst recht gültig, und weiter hat die Wissenschaftssprache den Begriff „Massenpsychologie" bereits in einem bestimmten Sinne verwendet, indem sie ihn auf seelische Äußerungen bezieht, die sich da einstellen, wo zufällige Menschenhäufungen eine gewisse Gleichartigkeit des Denkens, Fühlens und Handelns, ein Untertauchen der einzelnen in der Masse ergeben. Bei Namen von Wissenschaften kommt es allein auf den herrschenden Sprachgebrauch an; einmal durch Übereinkunft Anerkanntes hat schon deshalb Daseinsrecht. Gegen Dittrichs Vorschlag aber muß Einspruch erhoben werden, weil er die jetzt deutliche Scheidung von Volkskunde und Völkerpsychologie möglicherweise aufgehoben hätte. Aus demselben Grunde wird auch Rudolf Eislers Begriffsbestimmung von Völkerpsychologie abzulehnen sein: „jener Teil der Psychologie, der es mit den aus dem *Wechselwirken der Bewußtseinseinheiten* innerhalb einer sozialen Gemeinschaft entspringenden geistigen Gebilden (Sprache, Mythus, Religion, Kunst, Wissenschaft) zu tun hat, indem hier die *Gesetzmäßigkeiten im Ursprung und in der Entwicklung dieser Gebilde* auf komparativem Wege untersucht werden", und ebenso die Erklärung Fritz Schultzes: das Gebiet der Völkerpsychologie umfaßt „die seelischen Erscheinungen, die aus der Wechselwirkung einer durch eine staatliche Organisation zusammengehaltenen Mehrheit von Menschen entspringen" (Rudolf Eisler, Wörterbuch der philosoph. Begriffe, Bd. 3, unter „Völkerpsychologie"). Ein tiefer Unterschied zwischen dem Stoffe der Völkerpsychologie und dem der Volkskunde leuchtet ein; jene hat zum Gegenstande ihrer Betrachtung vorgeschichtliche Zeiten und, wie schon bemerkt, Verbände, die kein nationales Gepräge tragen, diese hingegen geschichtliche, in denen die kulturbeeinflussende Tätigkeit einzelner überragender menschlicher Wesen, geographische und schicksalsmäßige Einflüsse bemerkbar sind. Und Volkskunde geht von *einem* Volke (Stamme) aus, erst in zweiter Linie beschäftigt sie sich als *vergleichende* Volkskunde abschätzend mit den seelischen Äußerungen verschiedener Völker. Oder, um es anders auszudrücken, nächstes Ziel ist Erkenntnis der Volksseele, nicht der Völkerseele.

Volkskunde und Massenpsychologie. Mit der Völkerpsychologie teilt die Volkskunde den Stoff insofern, als beide den Menschen innerhalb festgefügter Verbände in seinen seelischen Äußerungen betrachten. Die Massenpsychologie hat es mit Ausstrahlungen zu tun, die bei rein zufälligem Zusammensein von Menschen zu spüren sind. Theodor Elsenhans (Lehrbuch der Psychologie S. 400) schreibt: „Die mächtigen, schwer berechenbaren und schwer erforschbaren Einflüsse, die von der Gemeinschaft auf den einzelnen ausgehen, beginnen sich geltend zu machen, sobald er überhaupt mit anderen Menschen zusammen ist, und sie lassen sich offenbar am besten unter den elementaren Bedingungen erforschen, die dann gegeben sind, wenn die Individuen mit der Mehrheit, um die es sich handelt, zunächst noch durch kein Band dauernder Gemeinschaft und damit auf der Grundlage vieler sich kreuzender Einflüsse verbunden, sondern nur durch irgendeinen beliebigen Anlaß zufällig *räumlich vereinigt* sind, d. h. wenn der einzelne innerhalb der *Menge* sich befindet. Er denkt, fühlt, handelt etwas anders, als er ohne diese Umgebung denken, fühlen, handeln würde, und jedem anderen ebenfalls gegenwärtigen Individuum geht es ebenso, d. h. die Menge ist stets im Begriff, zur Masse zu werden, in welcher die Zustände und das Verhalten der einzelnen durch gewisse Eigenschaften der Gesamtheit bedingt sind." Die Ausdrucksbewegungen der Menschen vermitteln blitzschnell die Gemütsvorgänge, und es findet eine Potenzierung statt, indem der eine vom andern oder von anderen „angesteckt" wird. „Es ist ein Hinundherpendeln der Wirkung zwischen Gefühl und Ausdruck (Oszillationsgesetz), eine beständige Richtungsänderung — das eine Mal: Gefühl — Ausdruck, das andere Mal Ausdruck — Gefühl —, durch welche, dem elektrischen Strom vergleichbar, der Gesamterfolg ins Riesengroße wächst" (Elsenhans, Die Grundlagen einer Psychologie der Massen. Sonderabdruck, Dresden [1916], S. 14). Betont wird weiter, wie die Enge des räumlichen Beieinanderseins und alles, was die inneren Erlebnisse der versammelten Menge *hörbar* oder *sichtbar* macht, die Massenwirkung erhöht (ebda S. 16). Auch der Einfluß von Führern ist wichtig und bemerkenswert der Fall, daß sich einzelne der Einwirkung entziehen (Lehrbuch der Psych. S. 403), ja ihr entgegenstreben. Anders als Le Bon, der vorwiegend das Gemeinschädliche solcher seelischer Massenerregung betont, weil das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen gedämpft werde, stellt Elsenhans auch das Erhebende und Wertvolle dar, das der Massengeist darbieten kann (Die Grundlagen S. 19). Fehlt das räumliche Zusammensein, so ist wohl von einer Masse nicht mehr zu sprechen, aber „unsere Einbildungskraft belebt vielfach unsere Vorstellungen von menschlicher Gemeinschaft mit den Bildern, die sie einem besonders eindrucksvollen Zusammensein mit anderen Gleichfühlenden oder Gleichstrebenden entlehnt, und vermittelt uns dadurch ähnliche Wirkungen, wie sie sonst nur von der uns tatsächlich umgebenden Masse ausgehen. Zu dem direkten Faktor gesellt sich dann, wenn wir uns dabei einer kurzen Bezeichnung aus Gustav Theodor Fechners Ästhetik bedienen wollen, der ‚assoziative Faktor' der Massenwirkung"

(Die Grundlagen S. 19). Auf Gruppen von Menschen, die durch gemeinsame Überlieferungen, Überzeugungen, Berufs- und Standesinteressen innerlich zusammengehören, aber nicht räumlich vereinigt sind, sollte das Wort „Masse" ohne nähere Bezeichnung nicht angewendet werden. Finden diese sich in größerer Zahl zusammen, so entsteht eine „organisierte" Masse (Lehrbuch S. 403), die natürlich von vornherein eine Neigung zu besonders engem Zusammenwirken besitzt und deren seelischer Ausdruck, da sich die Schar in wichtigen Punkten einig weiß mit allen denen, die, obschon abwesend, auf gleicher Empfindungsgrundlage stehen, besonders nachhaltig sein dürfte. „Für die organisierte Masse wird auch das gelesene und gedruckte Wort zum Träger der aus mehrfachem Erleben des Zusammenseins gewohnheitsmäßig gewordenen seelischen Massenwirkung" (Lehrbuch S. 404). Derartige Gruppen sind die Familie, der Clan, der Volksstamm, das Volk, der Stand, die Kaste.

Jetzt stellt sich heraus, wie weit sich Volkskunde und Massenpsychologie berühren oder gar decken. Die seelischen Ergebnisse reiner Massenwirkung gehen die Volkskunde zunächst überhaupt nichts an, wohl aber die mit dem Begriffe der „organisierten Masse" verbundenen. Als Wissenschaft von der Volksseele darf sie die aus zufälligem räumlichen Beieinandersein von Gliedern der Volksgemeinschaft entstandenen oder entstehenden Erscheinungen nicht vernachlässigen. In den Affekthandlungen, die Zusammenrottungen entspringen, offenbart sich der Volkscharakter bisweilen unmittelbar. Eine Panik verläuft in Ländern lateinischer Rasse ganz anders als in germanischen. Von großer Bedeutung ist der Begriff der öffentlichen Meinung, dem Herbert Kraus in der Festschrift zum 60. Geburtstage Franz von Liszts (Berlin 1901) sehr beachtliche Untersuchungen gewidmet hat. Kraus lehnt die Ansicht, daß die öffentliche Meinung Ausdruck der Volksseele sei, entschieden ab. „Die psychologischen Lebensäußerungen des Volkes entstehen langsam und in konstantem Flusse, die öffentliche Meinung bildet sich schnell und plötzlich. Erstere haben dauernde Existenz, die letztere dagegen ist eines längeren Daseins unfähig." Aber er betont auch: sie kann „eine Art Vorläufer der Volksmeinung, der Meinung des Zeitgeistes oder irgendeiner kleineren kollektivpsychologischen Gruppe" werden (S. 158 f.). Neben dieser zeitlichen Ausdehnung wäre noch die räumliche zu betrachten. „Denn mehr und mehr entwickelt sich der Begriff der internationalen öffentlichen Meinung, der an politischen Grenzen keine Beschränkung findet und vollkommener oder unvollkommener die ganze Gesellschaft umfaßt" (S. 161). Kraus gelangt zu dem Ergebnis: die öffentliche Meinung ist die Funktion des Publikums als kollektivpsychologischer Gruppe (S. 166). Dabei bleibt nur zu bedenken, daß das Publikum in diesem Falle nicht die räumliche Berührung der Einzelglieder zur Voraussetzung hat wie bei dem Begriff „Theaterpublikum", das an stehenden Bühnen sozusagen eine organisierte Masse darstellt.

Einige Beispiele mögen darlegen, wie massenpsychologische Erscheinungen dauernde Eindrücke in der Volksseele hinterlassen können. Das Verhältnis des Gassenhauers zum Volksliede, des Modewortes zum

Schlagwort und geflügelten Wort deutet auf Unterschiede zwischen Massenpsychologie und Volkskunde. Massenpsychologisch berechnet ist die Wirkung rhapsodischer Kunst, der Vorstufe des Volksepos. Sagenbildungen im Weltkriege, oft nur neuer Aufputz alten Volksgutes, haben Aussicht, dauernder Volksbesitz zu werden (Adolf Spamer, Bayrische Hefte für Volkskunde 2 [1915], 1—72). Erstarrte Formeln in Märchen, die auf engen, seitdem meist geschwundenen Zusammenhang zwischen Erzähler und Zuhörern hindeuten, sind lehrreich. Die Art des Vortrags, die Gebärde als Ausdruck seelischer Vorgänge bei volksdramatischen Darbietungen, erst recht die Stoffwahl ergäben wohl Beiträge zu den Beziehungen zwischen Massenpsychologie und Volkskunde. Wie vorübergehende Volksstimmung selbst Bräuche umwandeln hilft, die durch langes Üben geheiligt worden sind, erfahren wir aus zwei Zeugnissen jüngster Vergangenheit. Im schwäbischen Bezirksamte Mindelheim haben die Kinder im ersten Kriegswinter ihr altes Recht, beim Herumziehen an den „Klöpfelstagen" Gaben für sich zu heischen, aufgegeben, um diese Spenden den Kriegern im Felde als Liebesgaben zu spenden, und ein gleiches wird aus Ostfriesland gemeldet; wo die Jugend mit den Kipkapkögels bis dahin unter Absingen eines Liedes zu Ehren Martin Luthers von Haus zu Haus zog, stimmte sie im Herbst 1914 einen Sang für die Truppen an.

Abgrenzung unserer Wissenschaft gegenüber der Völkerkunde, der Anthropologie und der Anthropogeographie. Die Völkerkunde zerfällt in einen beschreibenden Teil, die Ethnographie, und in einen vergleichenden, die Ethnologie. Da sich beide hergebrachterweise vorwiegend mit den exotischen Völkern befassen, deren geschichtliches Leben nur mangelhaft bezeugt ist, können sie der Volkskunde wohl Parallelen geben, aber ihr eigentliches Gebiet ist völlig von dem der Volkskunde verschieden. Die Völkerkunde betrachtet außerdem sowohl die physischen als die psychischen Merkmale und beide mit gleichem Anteil, während von der Volkskunde das Körperliche bloß insofern herangezogen wird, als es Ausdruck des Seelischen ist. (Die von Wundt Charakterologie der Völker genannte Wissenschaft beschäftigt sich nur mit den geistigen Eigenschaften, bildet demnach einen Sonderbezirk der Ethnographie oder Ethnologie.) Die Anthropologie (s. Karl Weule, Leitfaden der Völkerkunde. Leipzig und Wien 1912, S. 1) hat es nicht mit dem Menschen als Glied eines Verbandes, sondern im einzelnen zu tun. Im ursprünglichen Sinne des Wortes als Wissenschaft von der Stellung des Menschen im Weltganzen wäre sie sowohl der Völkerkunde wie der Volkskunde übergeordnet, der Sprachgebrauch indessen weist ihr eine viel bescheidenere Rolle zu. Endlich ist noch des von Ratzel geprägten Begriffes der Anthropogeographie zu gedenken. Ihren Inhalt bieten die Zusammenhänge der Menschheit mit geographischen Bedingungen, d. h. eine Völkerkunde, die auf Schritt und Tritt die Beziehungen zum Boden betont.

Die **Kulturgeschichte** schildert die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft unter dem Einflusse bewußt wirkender kulturfördernder Mächte.

Sie hat also eine andere Aufgabe als die Volkskunde, die vielmehr das unbewußt Entstehende und Fortwirkende in der Volksgemeinschaft behandelt.

Gliederungen des Arbeitsgebietes der Volkskunde sind oft versucht worden. Die Karl Weinholds (im 1. Bande der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde) umreißt einen zu weiten Kreis, indem sie dem Körperlichen über Gebühr viel Raum zuweist. Ebenso muß man die Einteilung in Wuttkes „Sächsischer Volkskunde"[2] (Dresden 1901) als verfehlt bezeichnen, weil sie wohl für eine Landeskunde, aber nicht für eine Volkskunde paßt. Erst recht ungenügend ist eine Übersicht über die Gebiete der Volkskunde, die Otto Lauffer, der tüchtige Verfasser einer kleinen „Niederdeutschen Volkskunde" (Wissensch. u. Bildg. 140), herausgegeben hat; sie würde allenfalls für eine Kulturgeschichte in Frage kommen können, obgleich sie an offenbarer Verwechslung der Einteilungsgründe leidet. Es geht auf keine Weise an, in dem Abschnitt Hausaltertümer das gesellschaftliche Leben unterzubringen und von dem Abschnitt Gemeinde die Rechtszustände zu trennen. Selbstverständlich hat auch die oft beliebte Zusammenstellung „Volkskunst und Volkskunde" keinen Sinn, denn Volkskunst bildet nur eine Unterabteilung von Volkskunde. Am besonnensten verfährt Eugen Mogk (zuerst in Nr. 6 der Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde). Seine Vorschläge liegen dem Arbeitsplan des sächsischen Vereins zugrunde. Danach untersucht unsere Wissenschaft die Volksseele, wie sie sich zeigt 1. im Wort, 2. im Glauben, 3. in Handlungen und 4. in Werken. Der erste Teil hätte zunächst die Volkssprache, sodann alle dichterischen Äußerungen des Volkes zu behandeln, der dritte alles, was Sitte und Brauch heißt, der vierte das zur sachlichen Volkskunde Gehörige, die äußeren Zustände und die Tracht, die Hausindustrie, die Wohnweise, die Volkskunst.

Angewandte Volkskunde ist in dieser Einteilung, die wissenschaftliche Zwecke verfolgt, nicht erwähnt worden. Angewandte Volkskunde nenne ich nicht die Benutzung volkskundlichen Stoffes oder volkskundlicher Betrachtungsweise für andere Wissenschaften (von der ungeheuren Bedeutung dieser Art des Gebrauches soll in einem späteren Kapitel die Rede sein), sondern ich verstehe darunter die Anwendung der Ergebnisse für das Leben im Sinne

der griechischen τέχνη, wie man von angewandter Mathematik oder angewandter Physik im Gegensatz zum theoretischen Betriebe redet. Eine Fülle von Zukunftsaufgaben tut sich da auf. In der Schule hat die Volkskunde den eigentlichen Mittelpunkt aller Belehrung auszumachen. Das alte humanistische Gymnasium hatte diesen Mittelpunkt in den klassischen Sprachen und Schrifttümern. Je mehr es aber bemüht war, den Anforderungen der Neuzeit Rechnung zu tragen, um so mehr hat es ihn eingebüßt, und für die Anstalten realistischen Gepräges war er nie vorhanden. Beziehen wir dagegen allen Schulunterricht auf das deutsche Volkstum, dessen unbewußt wirkende Mächte sich eben in den Tatsachen der Volkskunde darstellen, so wird nicht nur die verloren gegangene Einheit unseres höheren Bildungswesens wieder errungen, es wird auch der längst schmerzlich empfundene Zwiespalt von Volksschul- und höherer Bildung überbrückt. Damit verliert der soziale Gegensatz, der zwischen Bildung und Besitz auf der einen Seite, Ausgeschlossensein von diesen Gütern auf der anderen zu spüren ist, seine Schärfe. Denn ganz irrig war die Behauptung des Vertreters der Pädagogik an der Berliner Universität, die Volksschule vermittle Kenntnisse, die höhere Schule Erkenntnisse. Mit der bloßen Übertragung von Kenntnissen nämlich darf sich keine ihres Wertes bewußte Volksschule begnügen, und Erkenntnisse finden zu lassen, mag auch den Anstalten für höhere Geistesschulung nicht immer möglich sein. Indem deutsche Sprache, deutsches Schrifttum und deutsche Volkskunde, die alles vereinigt, den Kernstoff des Unterrichts ausmachen, verbindet sich von selbst Lehren und Erziehen enger, alle Kräfte des Verstandes, Gemütes und Willens können sich auswirken, und so wird, bevor die Wissenschaft uns die Formel für den Begriff der deutschen Volksseele aufstellt, auf praktischem Wege dem Vorbild vaterländischer Charaktergestaltung zugestrebt. Eingehendere Mitteilungen über das Verfahren liefert die Schrift des Verfassers: „Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen." Berlin 1917. Hier sind auch frühere Versuche in ähnlicher Richtung gewürdigt worden. Eine nicht wissenschaftliche, sondern künstlerische Lösung der Frage empfiehlt Wilhelm Martin Becker (Deutsches Volkstum [früher „Bühne und Welt"], 20. Jahrgang, 7. Heft, Juli 1918).

Ein weiteres Gebiet angewandter Volkskunde ist die religiöse Volkskunde. Sie kommt vor allem für die Seelsorge in Betracht. Vor Jahrzehnten hat ein thüringischer Landpfarrer in Gotha ein Buch erscheinen lassen, „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" benannt, ein Werkchen, das in kirchlichen Kreisen mit Recht Aufsehen machte. Als die Landflucht, die Entwurzelung großer Massen viele Deutsche mit Besorgnis erfüllte, suchten Martin Rade und ein unter dem Namen Traugott Kühn schreibender Leipziger Prediger in die religiös-sittliche Gedankenwelt der Industriearbeiter Einblicke zu tun. Die Wichtigkeit solcher Ermittlungen betonte dann zu Anfang dieses Jahrhunderts Paul Drews, von dem das Schlagwort „religiöse Volkskunde" herrührt. „Wer mit dem Volke in einigermaßen enger Beziehung gestanden hat, der weiß, daß die offizielle kirchliche Anschauung, wenn ich so sagen darf, die vom Volke unwidersprochen hingenommen wird, deshalb noch lange nicht wirklich innerlich angeeignet ist. Vielmehr steht neben und unter einer breiten Gruppe christlicher Gedanken und Anschauungen beim schlichten Manne eine mindestens ebenso große Gruppe von Ideen, die das Volk sich selbst geschaffen, selbst gebildet hat und woran die nie rastende, wenn auch noch so konservative Seele des Volkes immer weiter arbeitet" (Hess. Bl. 1, 27). Besonders Baumgartens Monatsschrift für die kirchliche Praxis hat sich außer den Hessischen Blättern für Volkskunde diesen Aufgaben gewidmet. Es wird einmal (Monatsschrift usw. 1904) von Schulte, einem hessischen Pfarrer, gut hervorgehoben, was uns die religiöse Volkskunde nützt: 1. Wir lernen für volkstümliche Ausgestaltung der Predigt. 2. Sie hat Einfluß auf die Unterrichtsweise und ist 3. für die Krankenseelsorge bedeutsam. Dem Volksforscher und Erdkundler Richard Andree verdanken wir eine Untersuchung über katholische Überbleibsel beim evangelischen Volke (ZVfV 21). Zu beachten ist, daß dem Geistlichen leicht zauberische Handlungen zugetraut werden. Es sei nur erinnert an das Hokuspokus: das Hoc est corpus und die Wandlung beim Abendmahl sind die Quellen. Drews hat es bei der Forderung nicht bewenden lassen; Forschungen und namentlich die evangelischen Landeskunden beweisen den Ernst, mit der er die Aufgabe in Angriff nahm. Der Weltkrieg liefert den Beweis, daß weitherzige Milde nottut und daß zwischen

Kirchlichkeit und Religiosität ein scharfer Unterschied gemacht werden muß.

Im Recht und in der Verwaltung brauchen wir fruchtbringende Anwendungen der Volkskunde. Das wußte Goethe, der dem Egerer Polizeirat Grüner gegenüber äußerte: „Wenn man in Ihrem Wirkungskreise auf seine Untergebenen erfolgreich und wohltätig einwirken will, so ist es zweckmäßig, sich zu bestreben, sie näher kennenzulernen." Der Weimarische Staatsminister hielt einen Trinkspruch gegen eine Polizeiverfügung: „Johannisfeuer sei unverwehrt!" Wieviel von harmloser Sitte ist Verordnungen einer schlecht beratenen Obrigkeit zum Opfer gefallen! Wie kurzsichtig hat man immer wieder die Spinnstuben verboten, diese Hüterinnen alter Überlieferung! Friedrich der Große erließ im Jahre 1747 sogar ein „Edikt wegen Abschaffung der schädlichen Gewohnheit des jährlichen Maiensetzens gegen den 1. Mai und gegen Pfingsten, sowohl vor den Türen als in der Kirche und in den Häusern". Es sollte, wie jüngst ein sächsischer Landtagsabordneter in richtiger Würdigung der Tatsachen bemerkte, nicht bei jeder unwesentlichen Angabe eine eidesstattliche Versicherung nötig sein, damit der sittlich Empfindende vor Gewissensbedenken bewahrt bleibe. Auch im Auslegen der Forstgesetze mag Milde walten, denn die Ansicht, daß der Wald der Gemeinschaft zugehört, ist seit alter Zeit im Volke lebendig. „Für das in der Volkssitte wurzelnde Recht sind das klassische Volk die Germanen", sagt Hermann Usener (Hess. Bl. 1, 206). Allgemeinere Verwirrung sittlicher Begriffe weist gewöhnlich auf massenpsychologische Grundlage hin. Schon deshalb sollten die Vereinigungen zur Pflege volkstümlicher Sitte geschont, ja unterstützt werden. Beachtliches über die Jugendbewegung hat Eduard Hahn (ZVfV 21 [1911], 225—233) ausgeführt; auch hier gilt es an Bewährtes anzuknüpfen. Eifrig ist den Zusammenhängen zwischen Verbrechen und Aberglauben nachgegangen worden. Zwei Haupterscheinungsformen kennt man: den Aberglauben als Beweggrund zu Gesetzesübertretungen und als Hilfe, um die Spuren einer Tat zu verwischen (vgl. Albert Hellwig, Verbrechen und Aberglaube [AVuG Bd. 212]). Treffend ist Riehls Bemerkung: „Die Kriminalstatistik läßt uns vielleicht auf die Bildung eines Volkes schließen, aber sie hat keine Prozentziffern für das Herz eines Volkes." Nur

andeutend sei erwähnt, welcher Schaden dem Richter erwächst, wenn er nicht berücksichtigt, daß der Begriffsinhalt gewisser Wörter und Redensarten in den einzelnen Bevölkerungsschichten ganz verschieden ist.

Kenntnis der volkstümlichen Heilmittel braucht der Strafrichter wie der Arzt. Die Grenze gegen die Kurpfuscherei mag fließend sein, und medizinischem Aberglauben, der soviel Unheil angestiftet hat, begegnet wirksam nur, wer nicht hochmütig an ihm vorübergeht und ihn zu widerlegen weiß. Verdient gemacht hat sich auf diesem Gebiete namentlich der verstorbene Tölzer Badearzt Max Höfler.

Ein großes Feld eröffnet sich der literarischen Volkskunde, wenn sie unter unsern Gesichtspunkt gestellt wird. Es gilt den Geschmack an volkstümlicher Dichtung in breiten Kreisen neu zu beleben. Wenn Otto Böckel (Psychologie der Volksdichtung[2] 188) bemerkt, daß die Verherrlichung des Banditenwesens im Volksliede der Italiener, Südslawen und Neugriechen merklich den Charakter dieser Völker beeinflußt hat, so können wir die für die Zukunft unseres Volkes wichtigen Schlüsse aus solcher Tatsache ziehen. Wir haben es alle miterlebt, wie das Lied besonders zu Anfang des Krieges den Siegeszug unserer Truppen begleitete. Gesunkenen Mut hat es gehoben, Zuversicht in die Herzen gesenkt, Heimatliebe zum Ausdruck gebracht. Angewandte Volkskunde treiben also die Volksgesangvereine, angewandte Volkskunde wird auch da getrieben, wo man die alten Volksschauspiele schonend dem Geschmack der Gegenwart anpaßt, wo man Dialektdichtung von Dialektkarikatur unterscheiden lehrt.

Sachliche Volkskunde für das Leben nutzbar zu machen, ist eine fast noch dankbarere Aufgabe. Der Sächsische Landesverein wirkt in dieser Hinsicht vorbildlich. In enger Zusammenarbeit mit dem Heimatschutz erhielten durch sein Bemühen im seelenlos Handwerklichen erstarrte bodenständige Kunstübung oder verödetes Hausgewerbe neue Anregung. Und was vom Freistaat Sachsen gilt, gilt ebenso für viele Gaue unserer weiteren Heimat. Die Schönheiten unserer Berge, Täler, fruchtbaren Ebenen, Weiher, von einer nur aufs Nützliche gerichteten Zeit vernachlässigt, selbst beschädigt, sind uns wieder zum Bewußtsein

gekommen. Wieviel fruchtbarste Anregung gewähren doch die Museen für Volkskunde!

Lange war unsere Wissenschaft nur Helferin, Dienerin. Das **Verhältnis der Volkskunde zu anderen Wissenschaften,** der Nutzen, den sie ihnen gewährt, wird immer mehr erkannt. In einer gedankenreichen Prager Rektoratsrede hat August Sauer 1907 auf die Fäden zwischen Literaturgeschichte und Volkskunde hingewiesen. „Am meisten vernachlässigt", sagt er da (S. 4), „scheint mir ein Gesichtspunkt zu sein, der vor vielen anderen Berücksichtigung verdiente, der Zusammenhang mit dem deutschen Volkstum als solchem, also die eigentlich nationale Seite unserer Literaturgeschichte..... Während der Charakter einer so weitverzweigten Nation wie der deutschen wissenschaftlich in der Tat sehr schwer faßbar ist, scheint der Charakter der einzelnen deutschen Stämme, Landschaften, Provinzen und Länder, welche bei großer Verschiedenheit im einzelnen durch einheitliche Züge miteinander verbunden sind, viel leichter zu bestimmen zu sein." Sauer verlangt neben „der Literaturgeschichte von oben eine literaturgeschichtliche Betrachtung von unten, von den volkstümlichen Elementen aus mit besonderer Berücksichtigung der Dialektpoesie" (S. 20). Diese Pläne hat zum großen Teile schon sein Schüler Josef Nadler verwirklicht (Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften). Wiederum aus österreichischen Landen ist der Ruf erschollen, die Volkskunde in fruchtbare Beziehungen zur Geschichte zu setzen: Raimund Friedrich Kaindl, der Erforscher des Karpathendeutschtums, hat bereits in seinem Buche „Die Volkskunde" (Leipzig und Wien 1903) vortreffliche Winke gegeben (S. 58 ff.). Ihm danken wir auch eine Czernowitzer Rektoratsrede von 1913 über den gleichen Gegenstand. Eine großartig reichhaltige, von tiefster Belesenheit zeugende Abhandlung über „Volkskunde und griechisch-römisches Altertum von Otto Waser steht im 20. Jahrgang des Schweiz. A. 453—512. Insbesondere die Religionsforschung hat durch volkskundliche Belege unendlich viel gewonnen: Männer wie Hermann Usener, Albrecht Dieterich, Richard Wünsch, Wilhelm Roscher, Ernst Samter, Eugen Fehrle sind Zeugen für diesen Einfluß.

Sozialer und vaterländischer Wert des Betriebs der Volkskunde. Nicht der geringste Vorteil wirklichen Verständnisses für die Äuße-

rungen der Volksseele besteht zweifellos in der Ausgleichung gesellschaftlicher Gegensätze, in der Belebung des Empfindens für Leid und Freude des Mitmenschen. (Vgl. des Verfassers Volkskundliche Streifzüge. Dresden und Leipzig 1903, S. 32 f.) Unser Vaterlandsgefühl wird gestärkt, und dabei bewahrt es sich vor Überschätzen des Eigenen und Unterschätzen des Fremden.

Volkskunde und Volkstum. Den Begriff „Volkstum" hat Friedrich Ludwig Jahn zuerst in seinem 1810 zu Lübeck erschienenen Buch „Deutsches Volkstum" verwendet und erläutert als „das Gemeinsame des Volks, sein inwohnendes Wesen, sein Regen, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit". Volkstum bedeutet demnach, was bis dahin und seitdem oft als Nationalität bezeichnet worden ist. Wie verhält sich nun Volkskunde zu Volkstum? Offenbar stellt „Volkstum" mehr dar. Man könnte sagen: die Tatsachen der Volkskunde bilden einen, und zwar den unbewußten Teil dessen, was als Volkstum gilt. Denn zum Volkstum gehört auch die ganze Fülle der völkischen Eigenschaften, die sich im Laufe der Geschichtsentwicklung herausgebildet haben. Indem wir Volkskunde treiben, dringen wir bis zu den Quellen des Volkstums vor. Dem Volkstum drücken hervorragende Geister oft ihr Gepräge auf; ein Luther, Goethe, Schiller, Kant, Bismarck haben den Nationalcharakter entscheidend beeinflußt, aber sie alle wieder ruhen in dem tiefen Grunde der Volksseele. So herrscht ein Geben und Nehmen.

Das Volkstum, die nationale Eigenart wissenschaftlich zu untersuchen, ist eine Aufgabe, bei der wir noch in den Anfängen stecken. Besonders fruchtbar sind Gedanken und Vorschläge in Ernst Meumanns hinterlassenen Vorlesungen „Zeitfragen deutscher Nationalerziehung" (Leipzig 1917); in noch leichter verständlicher Form hat Walter Goetz (Der deutsche Volksgeist. Schützengrabenbücher für das deutsche Volk 72. Berlin 1917) ähnliche Ansichten vorgetragen. Meumann spricht von naivem (instinktivem) Nationalgefühl und reflektierendem oder kritischem Nationalbewußtsein. Dieses letztere weist drei hauptsächliche Ideenkreise auf, nämlich 1. das Selbstbewußtsein des Volkes, das sich auf Selbsterhaltungs- und Selbstbehauptungstrieb, Überzeugung von der Eigenart und dem Eigenwert, endlich der nationalen Selbständigkeit aufbaut; 2. das sogenannte Solidaritätsgefühl,

d. h. das Gefühl gegenseitiger Verpflichtung, und 3. das Bewußtsein der geistigen und sittlichen Verwandtschaft der Volksgenossen. Von größter Bedeutung sind dann die Wege, auf denen Meumann zu einer strengeren Anforderungen genügenden Nationalitätscharakteristik gelangen will (S. 62 ff.). Einmal kann sie gewonnen werden durch seelische Untersuchung einer möglichst großen und möglichst gut aus allen Bevölkerungsschichten und Vertretern verschiedenen Geschlechts ausgewählten Anzahl von Einzelwesen, zum andern durch Beobachtung von Massenerscheinungen und Erzeugnissen des Gesamtgeistes, wie sie sich in geographischen Bedingungen, in der Geschichte, den Kulturleistungen und den nationalen Wunschbildern äußern, und zwar ist das innervölkische wie das zwischenvölkische Verhalten zu prüfen. Dabei darf nicht aus dem Auge gelassen werden, daß es Meumann weniger auf die Erforschung des Volkstums als auf die des Staatsvolkes absieht. Immerhin wird auch die Volkskunde aus diesen Anregungen Nutzen ziehen. Der Charakter eines Volkes ist nach Goethe (Gespräche mit Eckermann, herausg. von Houben, S. 265) das Produkt aus Rasse, Boden, Klima, Nahrung und Beschäftigung. Bezeichnend genug für ihn: die historischen Schicksale, die ein festes Band gemeinsamen Erlebens um die Volksgenossen schlingen, erwähnt er nicht. Wer aber wollte heutzutage leugnen, daß vor allem diese innere Beziehungen der Menschen zueinander schaffen?

II. a) Quellen der Volkskunde. b) Das Sammeln der Stoffe.

a) Wenn Riehl in seinem wegweisenden Vortrage bemerkt, daß die Beiträge zur Volkskunde so alt sind wie die Geschichte der Literatur, so betont er den Wert des Schrifttums für volkskundliche Forschung. Aber er deutet in seinen „Culturstudien aus drei Jahrhunderten" auch auf nicht eigentlich „literarische" Werke als Quellen unserer Wissenschaft hin und zeigt, wie man aus ihnen lernen kann: so auf den Homannischen Atlas, auf alte Briefsteller, auf Volkskalender und Malerbücher. Weltliche und kirchliche Geschichtsdarstellungen, Heiligenleben, Predigten und Flug-

schriften, die althochdeutschen Glossen, Akten jeder Art, Schriften Luthers und der Reformatoren, Sprichwörtersammlungen, wie sie, mit Beispielen und Erklärungen, namentlich im 16. Jahrhundert auftauchen, Fabelsammlungen, Liederhefte, Medizinbücher, Erzählungen und Schwänke, Reisebeschreibungen, landes- und völkerkundliche Schriften, neuzeitliche schöne Literatur, alles das gewährt mehr oder minder reiche Ausbeute. Dazu kommen die Zeitschriften, namentlich die über Mythologie, Religionswissenschaft und Volkskunde, aber auch solche für Geschichte, Sprach-, Literatur- und Kulturgeschichte, Erdkunde, Landesforschung, Nationalökonomie, Rechtswissenschaft, die Tagesblätter, endlich viele Einzeluntersuchungen über volkskundliche Gegenstände. Fortdauernd und kaum übersehbar strömt neuer Stoff herzu. So sind Bibliographien der Volkskunde unentbehrlich geworden. Als die wichtigsten seien die folgenden genannt: im Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte (leider wieder aufgegeben), in Vollmöllers Jahresbericht der romanischen Philologie (bis 1902 und 1909), im Euphorion, herausg. von August Sauer, Sammelbesprechungen in der ZVfV, endlich die Volkskundliche Zeitschriften- und Bücherschau, veröffentlicht von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde (für 1903, 1904 und 1905 von Ludwig Dietrich), fortgesetzt als: Die volkskundliche Literatur des Jahres 1911, herausg. von A. Abt, Leipzig und Berlin 1913, und die wertvolle Übersicht Eugen Mogks im 12. Bande des Archivs für Kulturgeschichte.

Eine sehr dankenswerte, leider noch unvollendete Geschichte der deutschen Volkskunde schrieb Adolf Hauffen (ZVfV 20 [1910]); vorgearbeitet hatten ihm R. M. Meyer, Die Anfänge der deutschen Volkskunde (ZfK N. F. 2 [1895], 135—165) und Erich Schmidt, Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. Berlin 1904.

In raschem Fluge seien wenigstens einige Hauptquellen gestreift. Der größte deutsche Prediger des Mittelalters, Berthold von Regensburg, ist eine reiche Fundgrube (Anton E. Schönbach, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse, Band 142, Nr. 7; ZVfV 12 [1902]). Volkstümliche Sitten und Bräuche im mittelhochdeutschen Volksepos hat Franz Kondziella (Wort und Brauch Heft 8) untersucht. Ähnliches Gebiet wie Schönbach wird in mehreren Veröffentlichungen des Prälaten

Adolph Franz beackert, z. B. Drei deutsche Minoritenprediger aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Freiburg i. B. 1907. Aus der Reformationszeit kämen in Betracht der gelehrte Joannes Boemus mit seinem Werk „Omnium gentium mores, leges et ritus" (1520) und sein bekannter gewordener Abschreiber Sebastian Frank mit dem 1534 in Tübingen erschienenen „Weltbuch", besonders aber Luther, dessen Stellung zum Volkstum trotz guter Arbeiten (Alfred Götze, Volkskundliches bei Luther. Weimar 1909. Erich Klingner, Luther und der deutsche Volksaberglaube. Berlin 1912) noch lange nicht erschöpfend behandelt worden ist. Nicht viel später (1561) bringt der Ostfriese Unico Manninga in seiner „Lützburger Hauschronik" den alten Trachten seiner Heimat Anteil entgegen. Dem Begründer schweizerischer Volkskunde, dem Luzerner Stadtschreiber Renward Cysat, dessen ungemein vielseitige Teilnahme an volkskundlichen Gegenständen Staunen erregt, widmete Renward Brandstetter eine sorgfältig angeordnete, stoffreiche Arbeit (Luzern 1909), aus der Hoffmann-Krayer das in engerem Sinne Volkskundliche als „Cysatiana" im Schweiz. A. 14 (1910) bequem lesbar mitteilt. Im 17. Jahrhundert sei der Blick auf Grimmelshausen gelenkt (vgl. Dieffenbacher, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 29, 193—197) und auf den Leipziger Magister Johannes Praetorius, einen Vielschreiber und Buchmacher bedenklichster Art, der wenigstens durch Inhaltsverzeichnisse seiner formlosen Werke die Benutzung erleichtert. Eine wichtige, noch nicht planmäßig erschöpfte Quelle für Volksüberlieferungen ist der urwüchsige Ulrich Megerle (Abraham a Santa Clara). Seiner Sprache widmet Hans Strigl ZfdW 8 (1906/07), 206—312 eindringende Untersuchung. Als sein Zeitgenosse ließ Johann Georg Schmidt, ohne seinen Namen zu nennen, die „Gestriegelte Rockenphilosophie", eine reiche Sammlung von Beiträgen zur Kenntnis abergläubischer Anschauungen, 1705/06 und 1722 in Chemnitz erscheinen. Nach Mitte des 18. Jahrhunderts setzt dann mit Herder eine bewußtere volkskundliche Arbeit ein; zur Klassikerzeit gibt Gräter die Zeitschrift „Bragur" heraus und beschäftigt sich der fleißige Breslauer Professor Fülleborn liebevoll mit volkstümlichen Äußerungen (Schles. Mitt. Heft 13). Ein Österreicher der josefinischen Aufklärung hatte schon etwas früher unter dem Namen Obermayr in seinen „Bildergalerien katholischer Mißbräuche und klösterlicher Mißbräuche" (herausg. von Otto Mauser, Satirische Bibliothek Band 1 und 2) Weihnachts-, Oster-, Himmelfahrtssitten und Vorgänge bei Wallfahrten und Umgängen beleuchtet. Von Goethes förderndem Anteil begleitet, schreibt der Egerer Magistratsrat Grüner 1825 eine schöne volkskundliche Monographie „Über die ältesten Sitten und Bräuche der Egerländer" (herausg. von Alois John, Prag 1901). Schon sind Männer wie die Brüder Grimm, Friedrich Andreas Schmeller und Ludwig Uhland am Werke, die deutsche Altertumswissenschaft, Sprach- und Mundartforschung, Märchen- und Sagenkunde wissenschaftlich zu begründen; wie stark Clemens Brentano und Achim von Arnim, die romantischen Herausgeber des „Wunderhorns", auf die Schöpfer der germanischen Philologie eingewirkt haben,

ist erwiesen. Die „Kinder- und Hausmärchen" (seit 1812) und die „Deutschen Sagen" (1816—1818) sind die ersten reifen Früchte dieser Tätigkeit. Jacob Grimms „Deutsche Mythologie" (1835) wird zum Anlaß mythologischer und volkskundlicher Studien, denen J. W. Wolf zwei Zeitschriften widmet und Wilhelm Schwartz in der Untersuchung über den heutigen Volksglauben und das alte Heidentum (Berlin 1849) den richtigen Weg zeigt, indem er von den einfachen Gestalten mythenbildender Volksphantasie statt von den Göttermythen ausgeht. Die volkstümliche Sitte, namentlich die bei Ackerbau und Viehzucht geübte, ermittelt in umfassenden Erhebungen Wilhelm Mannhardt. In unterhaltender und doch wissenschaftlichen Ernstes nicht ermangelnder Weise werden etwa von Josef Rank (Aus dem Böhmerwald) und anderen volkskundliche Kenntnisse verbreitet. Annette von Droste-Hülshoff läßt ihre ansprechenden westfälischen Bilder, Ernst Moritz Arndt den zweiten Band seiner Märchen und Jugenderinnerungen aus der rügenschen Heimat an die Öffentlichkeit treten. Mit Wilhelm Heinrich Riehl beginnt die gewinnverheißende Vereinigung von Volkskunde und Nationalökonomie. Er wie Theodor Fontane und manch Gleichstrebender erwandern sich Kenntnisse des Volkstums zu einer Zeit, da die deutsche Philologie bereits auf festem wissenschaftlichen Boden steht.

b) Seit dem Aufschwung volkskundlicher Teilnahme in den achtziger Jahren machen sich Anweisungen zum Sammeln volkstümlicher Überlieferungen um so dringender nötig, als im Zeichen des Dampfes und der Elektrizität diese Überlebsel rasch zu schwinden drohen. Der weitschauende Geograph Alfred Kirchhoff betont die Notwendigkeit solcher Arbeit nachdrücklich und legt selbst Hand an. Ulrich Jahn, ein tüchtiger Nachfolger Mannhardts, gibt 1889 in Kirchhoffs „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" einen Abschnitt „Volkstümliches in Glaube und Brauch, Sage und Märchen", Otto Luitpold Jiriczek läßt 1894 eine „Anleitung zur Mitarbeit an volkskundlichen Sammlungen" erscheinen, und Adolf Hauffen bietet zwei Jahre darauf eine durch sorgfältiges Benutzen aller Literatur vorbildliche „Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde".

Eine schöne zugleich wissenschaftliche und vaterländische Tat hatte schon ein Jahrfünft vorher der Schweriner Altertumsverein unternommen, als er den jungen Gymnasiallehrer Richard Wossidlo mit volkskundlichen Erhebungen in dem dafür besonders geeigneten Lande betraute. Wossidlo ist ein Sammler von Gottes Gnaden, der in seinen „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen" unendlich wertvolle Schätze der wissenschaftlichen

Welt bereitgestellt hat. Seine Erfahrungen schildert er in einem Vortrag „Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen (ZVfV 16 [1906] 1 ff.), der vervollständigt in das Buch des Verfassers „Aus dem Lande Fritz Reuters" (Leipzig 1910) aufgenommen worden ist. Wenigstens die wichtigsten Mitteilungen und Ratschläge, leicht ergänzt durch solche anderer bewährter Sammler, seien hervorgehoben.

Es gilt, Leute aus dem Volke selbst, vor allem schaffensfreudige Männer aus dem Stande der Volksschullehrer, für die Sache zu gewinnen. Findet sich bei ihnen ein regerer Anteil, so mögen sie mit zusammenfassenden Darstellungen belohnt und zu eifriger Tätigkeit angespornt werden. Für den Anfang erscheinen *Fragebogen* geboten, mit denen Mannhardt, der nicht weniger als 50000 versandte, großen Erfolg hatte und denen auch Raimund Friedrich Kaindl entschieden das Wort redet. Von mehreren Seiten wird allerdings bemerkt, daß sie sich nicht sonderlich bewährt haben, da sie oft zu viel voraussetzen und nur schwer eingehend auszufüllen sind. Besser ist es nach Wossidlo, wenn gute Beiträge als Muster im Lande herumgeschickt werden. Noch vorteilhafter fand Wossidlo ein anderes Verfahren. Auf Oktavbogen wird eine einzige Frage geschrieben, und man versendet eine stattliche Zahl dieser Zettel an erprobte Helfer. Die zurückkommenden Antworten gehen dann mit Ortsangabe versehen an weitere Mitarbeiter. Dieses Mittel wirkt besonders negativ, d. h. es dient dazu, das Fehlen von Ausdrücken und Bräuchen festzustellen. Man verwende auch Postkarten mit Antwort, doch sollen sie nicht gedruckt sein, weil sie in diesem Falle weniger beachtet werden. Beiträge von Schulkindern hat Wossidlo durch Nachforschen im Elternhaus ergänzt. Notwendig ist, daß der Leiter fortwährend mit seinen Helfern in Verbindung bleibt.

Zuerst handelt es sich um die *Volkssprache*. Der Sammler muß die reine Mundart völlig beherrschen und darf nicht einen Mischdialekt sprechen. Für Mitteldeutschland mag diese Forderung zu streng sein. Es ist lehrreich und ergötzlich zu lesen, wie Wossidlo sich bestrebt hat, die Unbefangenheit seiner Gewährsmänner zu erhalten, indem er ganz verstohlen auf Gummimanschetten seine Beobachtungen niederschrieb. Gern wandte er sich an kleine Händler, die viel herumkommen und sich oft Verständ-

nis für Eigenarten der Sprechweise erworben haben. Er rät, nicht allgemein zu fragen und zunächst nach konkreten Dingen, über die aufgeweckte Leute oft überraschend klare Auskunft zu geben wissen. Es empfiehlt sich für den Sammler, daß er selbst Ausdrücke aus anderen Gegenden einflößen läßt. Später kommen Fragen nach Wörtern und Bezeichnungen für geistige Tätigkeiten und für die Affekte. Immer aber muß man sich bewußt bleiben, daß nicht jeder ausgehorcht sein möchte und daß ein Zuviel des Wissenwollens häufig das Vertrauen stört.

Weit schwieriger erfährt der Ausfrager Näheres über die eigentlichen Volksüberlieferungen. Am ersten noch lassen sich die Kinderreime zusammentragen, mühsamer ist es bei den Rätseln. „Erst wenn man Brauch und Glauben, Sagen und Märchen, Erzählungen und Schnurren hineinzieht, wenn man mit den Wörtern zugleich in die Kenntnis der Sachen einzudringen sucht und Hausbau, Tracht und Gerät erforscht, erst wenn man ein volles Bild von dem äußeren und inneren Leben des Volkes in entschwundener Zeit zu gewinnen sucht, erst dann entspricht der Lohn der aufgewandten Mühe." Flüchtiges Durchwandern ist lange nicht so ertragreich wie planmäßiges Durchforschen einzelner Gebiete. So war Wossidlo häufig auf längere Zeit am selben Orte auf Sommerfrische. Dann konnte er auch, weil den Leuten vertrauter, Sammelabende veranstalten. Gelegentlich erkundigte er sich dabei über die Herkunft seiner Gewährsmänner und über ihre Quellen; er zeichnete in solchen Fällen den Namen des Mitteilenden lateinisch oder mit griechischen Buchstaben auf. Tabak- und Bierspenden halfen die Berichterstatterfreudigkeit erhöhen. Stockte einmal der Fluß, so griff er selbst erzählend ein, indem er etwa einen heimischen Brauch mit einem fremden verglich.

Entschiedenem Mißtrauen begegnete er nicht oft, wohl aber traf er auf Verständnislosigkeit. Streng kirchliches Wesen hinderte bisweilen an der Mitteilung von Dingen, die in den Bereich des Aberglaubens fallen, und manche hielt die Angst vor dem Pastor ab, von der Leber weg zu reden.

Nach Wossidlos Erfahrungen sind Orte mit alteingesessener Bevölkerung für Nachforschungen besonders geeignet, auch in Armenhäusern hatte er reiche Ernte. Sagen und Bräuche knüp-

fen sich gern an die Umgebung alter Kultstätten. Bei Soldaten hat schon Friedrich Andreas Schmeller für sein bayrisches Wörterbuch viel gesammelt, Wossidlo dagegen hat in Kasernen keine Erhebungen angestellt.

Endlich wird von ihm noch die Frage berührt, wie man Sagen niederschreiben soll, wie Sagenvarianten verzeichnet werden und wie der Verbreitungsbezirk von Ortssagen zu ermitteln ist.

Von Fall zu Fall ergeben sich natürlich andere Möglichkeiten, aber im allgemeinen sind Wossidlos Winke als durchaus förderlich anzusehen. Immer achte man auf den Charakter der Bevölkerung; so kann eine Verhaltungsmaßregel, die sich in Mecklenburg bewährt hat, für süddeutsche Gebiete unzweckmäßig sein.

Mit Seminaristen und Gymnasiasten als Helfern sind oft gute Erfolge möglich gewesen; Karl Bartsch bediente sich in Mecklenburg lange vor Wossidlo der Mitarbeit von Zöglingen der Lehrerseminare, Oskar Dähnhardt wußte aus seinen Leipziger Thomanern viel herauszulocken.

Mit großem Nutzen wird jeder, der sich zum Sammler berufen fühlt, die Bemerkungen über „des Verfassers eigene Forschungsmethode" in Willi Peßlers Werk „Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung" (Braunschweig 1906) lesen. Sehr lehrreich sind auch Bemerkungen Kaindls (Die Volkskunde 84 ff.). Hier wird u. a. die Verwendung des Phonographen ausführlich erwogen. Für die nach Tonhöhe und Lautgebung getreue Auffassung der Mundart scheint Edisons Erfindung unerläßlich. Die Frage, wie man Volkstänze aufzeichnet, beantwortet Raimund Zoder (ZDfV 21 [1911], 383—388). Mit einem Sammelblatt für Volksliederanfänge, das durch Vermittlung der Lehrer an die Schulkinder verteilt wird, hat Ludwig Steglich in Prieſtewitz bei Großenhain den Boden für weiteres Nachforschen bereitet. Die Kinder bekommen solche Blätter, auf denen zuerst gedruckt steht, was der sächsische Ausschuß zur Sammlung von Volksliedern bezweckt. Es heißt dann weiter: „Da es zunächst unnütz wäre, Tausende der Lieder in ziemlich gleicher Abschrift zu erhalten, soll jeder die ihm bekannten Lieder nur durch die Anfangszeile bezeichnen." Es ist festzustellen, welche Lieder die Mutter, Großmutter, Schwester, der Vater oder der Dienstbote singt. Jeder Bogen muß genaue Angabe des Namens, der Klasse und des

Wohnortes tragen und dem Lehrer wieder zugehen. Auf diese Weise ist später briefliche Anfrage möglich. Weiter werden die Schüler und Schülerinnen aufgefordert: „Gib solche jüngere oder ältere Personen deiner Bekanntschaft an, die sich durch besonderes Liedergedächtnis auszeichnen." Endlich wird noch Auskunft verlangt, ob in der Familie oder im Freundeskreise alte geschriebene Liederbücher vorhanden sind. Diese sollen dem Lehrer verpackt mitgebracht und zeitweise überlassen werden. Ein paar Liederanfänge dienen dann als Beispiele, und es ist auf den Blättern Raum für dreißig Anfangszeilen. Steglich hat mit diesem Verfahren auch den Vorteil gehabt, daß Unpassendes, weil Anstößiges, der Schuljugend nicht gefährlich wurde, sondern daß er nach den Andeutungen sich an die Erwachsenen wenden konnte.

Noch ist die Sangeslust und das Liedergedächtnis oft erstaunlich groß; so hat Karl Hermann Prahl 123 Lieder aus dem Munde seines aus Saspe bei Neufahrwasser gebürtigen Hausmädchens niedergeschrieben und dabei die geläufigsten, durch die Schule verbreiteten nicht einmal berücksichtigt.

Aus dem Munde der ältesten Mütterchen erhaschte Goethe im Elsaß sein Häuflein Volkslieder. Man ist herkömmlich der Ansicht, gerade Frauen seien die eigentlichen Trägerinnen der Volksüberlieferungen. Das mag im großen und ganzen richtig sein. Dagegen behauptet Wilhelm Wisser (Plattdeutsche Volksmärchen, Jena 1914, S. XXV) nach seinen langjährigen Erfahrungen: daß die Frauen „die Schatzhüterinnen des Märchens" sind, ist nur ein schöner Gedanke.

Wer sich als Sammler ausbilden will, dem tut jene „Andacht zum Kleinen" not, der die Brüder Grimm ihre kostbare Ernte verdanken. Er muß in der volkskundlichen Literatur mindestens seiner engeren Heimat Bescheid wissen, damit er nicht mehrfach Gedrucktes als neu darbietet. Freilich, aus Büchern läßt sich vieles nicht lernen, was man nur erfährt, wenn man offenen Auges in die Volksseele hineinblickt.

III. Die Sprache.

Sprachgeschichte. Nach Tacitus sind die Germanen Ureinwohner (Autochthonen) gewesen, und die neuere Forschung hat Beweise geliefert, die für die Richtigkeit dieses Urteils sprechen. Auf alle Fälle haben wir uns die Germanen nicht als ausgesprochenes Binnenvolk zu denken; sie müssen mit dem Meere, wie sprachliche Zeugnisse belehren, besser vertraut gewesen sein als die Brudervölker, und da sich kein Nachweis führen läßt, daß in den Ländern um die Ostsee ein bereits höher entwickeltes Volk eingewandert ist, so haben sich die Vorfahren der heutigen Germanen von einer niederen Kulturstufe bis zum Zustande der jüngeren Steinzeit dort emporgehoben (Karl Helm, Die Heimat der Indogermanen und der Germanen. Hess. Bl. 4 [1905], 39—71; Die Heimat der Germanen und das Meer [Idg. Forsch. 24] [1909], 221—229).

Über den Namen der Germanen sind zahlreiche Vermutungen aufgestellt worden. Belegt ist er etwa 80 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Daß er römisch sei und sich ursprünglich auf die „Galli germani", die „echten Gallier", bezogen habe, behauptet Theodor Birt (Die Germanen. München 1917) ohne zureichende Gründe, wie denn die Annahme römischen Ursprungs auf ganz schwachen Füßen steht. Auch die gewöhnliche, schon von J. Grimm vertretene Ansicht, das Wort sei keltisch, erregt Bedenken, selbst Hennings geistvolle Vermutung, wonach in Germani eine alte keltische Bezeichnung für Aachen („warm") stecke, wird mit Recht angezweifelt (ZfdA 54 [1913], 210 ff.). An ein einheimisches Wort, zusammenhängend mit Germenberga und ähnlichen Bildungen sowie mit Garman-gabis, dem Namen einer suevischen Göttin, denkt R. Much (Reallexikon II, 183). „Die Germanen sind danach ‚die Großen, Hohen' oder die Angehörigen der *(G)ermanþeudō ‚des Großvolkes' im Gegensatz zu Unterabteilungen." Dagegen braucht man auch nicht Tacitus (Kap. 2 der Germania) anzuführen, da der römische Schriftsteller nur den Länderbegriff „Germania" recens et nuper additum (neu und erst kürzlich beigelegt) nennt.

Mit den Nordgermanen (Dänen, Norwegern, Isländern, Schweden) stehen Teile der Westgermanen: die Friesen, Niedersachsen

(Engländer) und die Niederfranken (Holländer und Flamen) noch jetzt auf der Stufe der allgemeinen germanischen Lautverschiebung, die, bevor die Germanen ins Licht der Geschichte traten, Lippenlaute, Zahnlaute und Gaumenlaute in der Weise veränderte, daß sich aus einem stimmhaften gehauchten Verschlußlaute ein stimmhafter Reibelaut entwickelte, aus einem stimmlosen harten Verschlußlaut ein stimmloser Reibelaut und aus einem weichen stimmhaften Verschlußlaut ein harter (stimmloser). Ausnahmen von diesem Sprachgesetz waren durch einen Umstand bedingt, den der Däne Karl Verner (Z. f. vergl. Sprachforschung 23 [1877]) erkannte: im Germanischen wurde die ursprünglich wechselnde Wortbetonung der indogermanischen Sprachen in eine feste, die auf der Stammsilbe umgewandelt. Welchen Ursachen der Lautwandel sein Entstehen verdankt, entzieht sich noch unserer Kenntnis.

Auf der Stufe der germanischen Lautverschiebung verharrte nur ein Teil des Deutschen. Wir reden von einer zweiten oder hochdeutschen Lautverschiebung, die nur die oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten berührte und eine wesentlich geringere Umwälzung hervorrief als die gemein-germanische, zumal sie sich nur auf stimmlose Verschlußlaute und auf stimmhafte Verschlußlaute wie stimmhafte Reibelaute beschränkte, von denen aber nur die Wandlung der stimmlosen Verschlußlaute das ganze hochdeutsche Gebiet ergriffen hat. Die Laute werden anders behandelt, wenn sie im Wortanfang, im Wortinnern nach Konsonanten und in der Verdoppelung stehen oder im Inlaut nach Vokalen beziehentlich im Auslaut. Der außerordentlich verwickelten Frage ist zuletzt Friedrich Kauffmann scharfsichtig nachgegangen. Seinen Darlegungen (ZdPh 46 [1915], 333—393) zufolge sind die aufs ganze Hochdeutsche sich erstreckende Verschiebung der stimmlosen harten Verschlußlaute und die nur das Oberdeutsche berührende der stimmhaften Verschlußlaute zeitlich weit hintereinander geschehen. Während der Tenuiswandel im wesentlichen bei Eintritt der Germanen in die Geschichte abgeschlossen war, gehört die oberdeutsche Medienverschiebung in die Jahrhunderte der Völkerwanderung. Es scheint, daß die gemeinhochdeutsche Verschiebung der Tenuis (t- zu z-, -p-, -t-, -k- zu -ff-, -zz-, -hh-) von Mitteldeutschland ausstrahlte; seit dem 5.—6. Jahrhundert be-

gann eine Lautveränderung auf oberdeutschem Gebiete, die sich in bescheideneren Grenzen hielt. p zu pf und k zu kχ, ebenso d zu t beschränken sich, das erste auf das Oberdeutsche und Ostfränkische, das andere nur auf das Oberdeutsche. Kauffmann will für die oberdeutschen (alemannischen und bayrischen) Veränderungen als Grund die Berührung mit rätoromanischen Spracheigentümlichkeiten ansehen.

Die zeitliche Folge, in der die Erscheinungen der zweiten Konsonantenverschiebung eingetreten sind, läßt sich mit Hilfe der aus dem Lateinischen (teilweise dem Griechischen) entnommenen fremden Wörter (der sogenannten Lehnwörter) feststellen. Denn diese haben von dem Augenblicke an, wo sie Heimatrecht in unserer Sprache erlangten, an sämtlichen Lautveränderungen teilgenommen. Bedeutungsvoll sind die Lehnwörter für die Geschichte unseres Geisteslebens, weil sie zeigen, wie sich Kulturbedürfnisse und Kulturfortschritte bei unseren Vorfahren geltend gemacht haben (Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts.[3] Halle 1913 ff.).

Die zweite Lautverschiebung zerlegt das gesamte deutsche Sprachgebiet in die zwei Hälften des Hochdeutschen und des Niederdeutschen oder Platt. Es ist schon angedeutet worden, daß die Wirkung dieses Lautwandels sich am stärksten in den oberdeutschen Mundarten verspüren läßt. Je mehr wir uns dem Plattdeutschen nähern, um so reiner wird der altgermanische Konsonantismus bewahrt. Durch die hochdeutsche Lautverschiebung sind recht eigentlich die hochdeutschen Mundarten entstanden. Freilich wird mit Kauffmann (a. a. O. 389) zu betonen sein: „Dem Lautgesetz sind übergeordnet die aus der allgemeinen Zeitlage, aus der Volksgeschichte entspringenden Stiltendenzen der Volkssprache." Aus der Vorherrschaft der Franken im 8. und 9. Jahrhundert erklärt sich vieles im damaligen deutschen Wortschatz.

Mundarten. Die Mundartgebiete, die man herkömmlich unterscheidet, fassen nur Gegenden von auffallend übereinstimmender Lautgebung, Tonhöhe, Sprechschnelligkeit, Satzgestaltung und deutlich abgegrenztem Wortschatz in ein Ganzes zusammen. In Wirklichkeit finden sich weit mehr voneinander abstechende Sprechweisen. Nur selten treten scharfe Grenzlinien zutage, etwa durch politische Verhältnisse oder durch Gebirge und Wasserscheiden,

wenig durch Flüsse bedingt. Gewöhnlich bilden die Mundartgrenzen breite Gürtel.

Die wichtigste unter ihnen, die zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch, ist seit Jahrhunderten, besonders im Osten, langsam nach Norden verschoben. In groben Zügen verläuft sie jetzt von Aachen nach Düsseldorf—Solingen—Olpe—dem Rothaargebirge—Winterberg, Berleburg—Münden bei Kassel—Heiligenstadt — Worbis — Sachsa — Magdeburg — Wittenberg — Lübben an der Spree—Fürstenberg an der Oder—Birnbaum an der Warthe und südlich von der Netze ins Polnische hinein (vgl. Victor Michels, Mittelhochdeutsches Elementarbuch[2], Heidelberg 1912, S. 6, und Weinhold-Ehrismann, Kleine mittelhochdeutsche Grammatik[4], Wien und Leipzig 1912, S. 1). Vom Dänischen wird das Plattdeutsche etwa durch eine Linie Tondern—Flensburg getrennt, doch so, daß neuerdings das Deutsche weiter vordringt. Bis ins einzelne genaue Scheiden verzeichnet Georg Wenkers wohl etwa 1000 Karten zählender Sprachatlas, über den Ferdinand Wrede im Anzeiger für deutsches Altertum berichtet hat und im Anschluß an den er jetzt eine Sammlung „Deutsche Dialektgeographie" (Marburg) herausgibt.

Das gesamte **niederdeutsche Sprachgebiet** zerfällt wieder in zwei Teile: das Niederfränkische (Flämische und Holländische), das innerhalb des Reiches westlich von Zütphen—Remscheid vorhanden ist, und das Niedersächsische. In dieses eingesprengt sind friesische Bestandteile (im Saterland und im schleswigschen Nordfriesland, ebenso herrscht das Friesische auf den nordfriesischen Inseln). Mitteldeutsches Gepräge trägt die Mundart von Kleve, und auch im Harz herrscht Mitteldeutsch, weil es sich um Besiedelung durch erzgebirgische Bergleute handelt. Im Brandenburgischen macht sich der Einfluß des stark verhochdeutschten Berlin geltend. Westpreußen hat seiner Geschichte zufolge noch polnisches Sprachgebiet, in Ostpreußen läßt sich ein großer mitteldeutscher und ein kleiner oberdeutscher Bezirk (schwäbisch) erkennen. Das Niedersächsische zerfällt wieder in eine Reihe besonders durch den Vokalismus unterschiedener Mundarten.

Ein breites Band zwischen niederdeutschen und oberdeutschen Dialekten bilden die **mitteldeutschen.** Man zerlegt sie in das Ripuarische (nördlich von der Eifel und um Köln; Literatur s. wie

zu dem Folgenden bei Victor Michels a. a. O. S. 9 und ferner), das Moselfränkische (Trier—Koblenz, im Norden vom Hunsrück), das Rheinfränkische und das Ostfränkische, weiter das Thüringische, Obersächsische und das ihm nahestehende Lausitzisch-Schlesische. Unverschobenes p und namentlich in dit, dat, wat unverwandeltes t sind für die rheinischen Mundarten bezeichnend (Fröhlich Palz!), ebenso die Mehrzahlbildung -cher für -chen. Mangel an Unterscheidung der stimmlosen und stimmhaften Zahn-, Lippen- und Gaumenlaute, die stimmlos gesprochen werden, treffen wir in vielen mitteldeutschen und in allen oberdeutschen Dialekten an. Der stimmlose Gaumenreibelaut im Wortinnern und am Ende außer nach einem n ist mit dem Obersächsischen (Karl Franke in Wuttkes Sächsischer Volkskunde² 274 ff.) auch andern mitteldeutschen Mundarten eigen, also trāχn, Schlāχ; das Schlesische (Wolf von Unwerth, Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen .. Breslau 1908) hat im Nominativ den in der Schriftsprache nicht mehr vorhandenen kurzen Vokal: Băd, Răd, Glăs. Diphtongierung der alten î, û, û̂ wird im Mitteldeutschen, von westlichen und nordwestlichen Gebieten abgesehen, regelmäßig durchgeführt.

Als Südgrenze des Mitteldeutschen, in das zu beiden Seiten der Spree das in neuerer Zeit immer mehr mit deutschen Bestandteilen durchsetzte Wendische eingesprengt ist, kann eine Linie gelten, die sich vom Norden des Wasgenwaldes im Bogen bis zu den Quellen der Enz, von da nordöstlich zum Neckar (Heilbronn) wendet, nach Ostsüdosten bis zur Altmühl und ferner dem Rezatknie entlang scharf nordöstlich verläuft, das Fichtelgebirge im Süden läßt, den südlichsten Zipfel des Königreichs Sachsen abschneidet und die Eger an der Stelle berührt, wo sie durch das Duppauer Gebirge nach Norden gedrängt wird. Dann zieht sie sich nach Süden bis ans Tschechische. Zum Mitteldeutschen gehört das deutsch-nordböhmische und nordmährische Gebiet bis etwa nach Olmütz, und weiter verläuft die Grenze östlich nach Schlesien hinein bis an das Polnische. Viele kleine mitteldeutsche Sprachinseln liegen im slawischen Schlesien, in Posen und in Russisch-Polen; in Mähren sind die Gegenden um Brünn und Iglau, in Ungarn die um Kremnitz, Schemnitz, die Zips und das siebenbürgische Sachsenland mitteldeutsch. Nach Westen reicht

das Gebiet der mitteldeutschen Mundarten bis nach Luxemburg und Ostbelgien. (Bezüglich Ostpreußens vergleiche das oben Erwähnte.)

Die **oberdeutschen Mundarten** sind ebenfalls außerhalb des Reiches und des geschlossenen Sprachgebiets Österreichs stark verbreitet: in der Schweiz, in weiten Bezirken Ungarns, in Steiermark, in Krain (Gottschee) sowie auf italienischem Boden (Sette Comuni, Tredici Comuni). Zwei Hauptdialekte werden unterschieden: das Alemannisch-Schwäbische und das Bayrisch-Österreichische. Eine beachtenswerte Sprachgrenze bildet der Lech; sie verläuft von der Einmündung dieses Flusses in die Donau nordwestlich parallel zur oberen Altmühl, bis sie das Fränkische trifft (Karl Bohnenberger, Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze von der Donau bis zum Lech. Heidelberg 1905). Innerhalb des Alemannisch-Schwäbischen sind zu trennen: 1. das Hochalemannische (Kennzeichen: anlautendes k ist in kχ verschoben); es findet sich fast in der ganzen deutschen Schweiz mit Ausnahme eines nördlichen Zipfels, in Vorarlberg, im Süden des Elsasses und Badens; 2. das Niederalemannische, dessen Nordgrenze von den Enzquellen über den Kamm des Schwarzwaldes und etwa von dem Ursprunge der Brigach ostsüdöstlich bis an den Punkt reicht, wo der Lech bayrisches Gebiet betritt. Während die Diphtongierung der alten î, û, û̂-Laute im Alemannischen überhaupt nicht oder nur spärlich auftritt, kennt sie z. B. das Schwäbische überall, nur daß es die breite bayrische Aussprache meidet und ēi, ōu, ōi hat. Hier ist auch die Vokalnäselung am entschiedensten bemerkbar sowie das Dehnen schriftsprachlich deutscher kurzer Vokale und die Aussprache sch (statt s) vor p und t. Von Schwaben hat daher die Verbreiterung des sp und st im Anlaut, wie sie dem Neuhochdeutschen eigentümlich ist, ihren Ausgang genommen. Das Bayrisch-Österreichische begann die Diphtongierung der î, û, û̂ schon seit den frühen Zeiten des Mittelhochdeutschen. Mit anderen oberdeutschen Mundarten teilt es die Erhaltung des alten ie, uo, die in dem auf mitteldeutschen Boden entstandenen Schriftdeutschen zu ī, ū geworden sind. Bezeichnend ist die Verkleinerungssilbe -l, -el, -erl, wofür das Alemannisch-Schwäbische -li, -la, -le kennt. Die nordgauischen und oberpfälzischen Dialekte haben o^u für

mittelhochdeutsch uo und e^{i} für mittelhochdeutsch ie (Be^{i}r = Bier), sie besitzen auch schon mittel-, selbst niederdeutsche Formen.

(Die böhmischen Mundarten sind, wie sich aus dem Erwähnten zeigt, je nach der Herkunft der Siedler oberdeutsch oder mitteldeutsch; außer dem Nordgauischen und dem eigentlich Bayrisch-Österreichischen [im Böhmerwald und an dessen böhmischem Abhang], auch in der Budweiser Sprachinsel, herrscht das Obersächsische im mittleren und östlichen Vorlande des Erzgebirges und das Schlesische im Osten.)

Oft hat man die erstaunliche Vielgestaltigkeit der deutschen Sprache betont und bewundert. Eine stattliche Reihe mundartlicher Gedichtsammlungen ist dem Vorgange eines Johann Heinrich Voß und Johann Peter Hebel gefolgt; von volks- und stammestümlicher Denkweise legen diese mundartlichen Dichtungen das reinste Zeugnis ab, und sie dürfen darum von der Volkskunde nicht vernachlässigt werden (Bibliographie bei August Sauer, Literaturgeschichte und Volkskunde, S. 36—38).

Mundart und Schriftsprache. In den einzelnen Teilen des deutschen Sprachgebietes ist beim Gebrauch der Umgangssprache (im „Hausdeutschen") das Verhältnis zwischen Dialekt und Schriftdeutsch ganz verschieden. Am schärfsten wird Mundartliches und Schriftsprachliches auf niederdeutschem Boden auseinandergehalten. In Mitteldeutschland und in Oberdeutschland (hier noch mehr) erscheint das Umgangsdeutsch und selbst die Sprechweise der Kanzelredner kräftiger dialektisch gefärbt. Wenn man gemütlich wird oder sich vom Eifer fortreißen läßt, tritt die Mundart oft unverfälscht zutage, und in der Schweiz beherrscht sie fast durchweg den Familienverkehr. Wie schwer sich die mundartliche Unterströmung in der gebildeten Sprache eindämmt, lehrt die namentlich von Theodor Siebs betonte Notwendigkeit, bestimmte Vorschriften für eine einheitliche Bühnenaussprache zu geben. Dabei ist in etwa zwei Jahrzehnten, seit diese Bewegung spielt, selbst auf den besten Theatern noch kein voller Erfolg erzielt worden. Und doch hat schon Goethe 1803 den Weimarer Schauspielern die Mahnung zugerufen: „(Auf der Bühne) herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden."

Die Mundarten bilden nicht nur den reinsten, erfrischendsten

Ausdruck des Volks- und Stammescharakters, sondern sie haben auch unendlich viel dazu beigetragen, die Schriftsprache zu bereichern und aus einer Kanzlei- und Bücherſprache zum feinſten Werkzeug der Gedankenvermittlung zu machen. Schon aus dieſen Gründen iſt ihre Erforſchung höchſt wichtig. Dialektiſche Ausdrücke dringen fortwährend in das Schriftdeutſch ein, und umgekehrt wird durch die Einwirkung der Schriftſprache auch die Fähigkeit der Mundart, Zartes und Tiefes zu künden, geſteigert.

Mundartwörterbücher und -grammatiken. Namentlich in der Schweiz, wo eine kräftig erblühte Sonderſprechweiſe die Aufnahme der Lutherſchen Bibelſprache lange Zeit erſchwerte, hat man früh das Bedürfnis empfunden, das mundartliche Eigengut zuſammenzuſtellen. Hier wurde bereits nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ein großes Wörterbuch geſchaffen, die „Teutſche Sprach" von Maaler. Hier auch machte zwei Jahrhunderte ſpäter Bodmer der Vielgewandte den Verſuch eines ſchweizeriſchen Idiotikons. Auf niederdeutſchem Gebiet, wo ähnliche Verhältniſſe herrſchten wie auf alemanniſchem Boden, erſchien zwiſchen 1767 und 1771 ein fünfbändiges „Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch", das erſt 1869 um einen ſechſten Band vermehrt wurde. Wiederum in der Schweiz ſchuf der Pfarrer Stalder zu Entlibuch ſein 1807 ans Licht getretenes „Schweizeriſches Idiotikon", ſo daß der eigentliche Begründer ſtreng wiſſenſchaftlicher Mundartkunde Friedrich Andreas Schmeller eine ſchätzbare Vorarbeit hatte, als er den Wortſchatz ſeines bayriſchen Vaterlandes zu ſammeln und zu ſichten unternahm. (Friedrich Kluge, Bunte Blätter, S. 164 ff.) Von Schmellers einzigartigem, in ſeiner Reichhaltigkeit auch anderen Mundarten zugute kommenden Bayriſchen Wörterbuch (1827—1836) wird jetzt die zweite, durch Frommann beſorgte Auflage (München 1869—1878) als immer Stoff liefernde Fundgrube benutzt, und eine dritte Ausgabe, die unter Förderung der Münchener und der Wiener Akademie als „Öſterreichiſch-Bayeriſches Wörterbuch" gedacht iſt, unterſteht der Obhut des vortrefflichen Prager Sprachforſchers Primus Leſſiak. Dankenswerte Ergänzungen zu dem bisherigen Werke lieferte Hans Dietl in Programmen des Königlichen humaniſtiſchen Gymnaſiums Ingolſtadt ſeit 1912, und Ferdinand Khull gab (Graz 1903) den „Steiriſchen Wortſchatz" Th. Ungers, ebenfalls eine Ergänzung zu Schmeller, heraus. Der ſchon genannte Karl Frommann ließ ein Sammelwerk „Die deutſchen Mundarten" in 7 Bänden ſeit 1854 erſcheinen, und um dieſelbe Zeit gab Matthias Firmenich ſeine vielbenutzte Blütenleſe im weiteſten Sinne deutſcher Dialektproben unter dem Titel „Germaniens Völkerſtimmen" ans Licht. Die ganze lange und bedeutungsvolle Geſchichte der deutſchen Mundartwörterbücher kann im Rahmen dieſes Grundriſſes nicht geſchrieben werden. Es ſeien bloß einige beſonders dankbar begrüßte große Unternehmungen erwähnt, und zwar aus jüngſten Tagen, weil ſie die Anforderungen am ſtrengſten erfüllen: das ſchweizeriſche Idiotikon, das ſchwäbiſche von Hermann Fiſcher, das ſie-

benbürgisch-sächsische Wörterbuch, das Wörterbuch der elsässischen Mundarten von Martin und Lienhart, Follmanns Wörterbuch der deutsch-lothringischen Mundarten und Karl Müller-Fraureuths Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten, dieses als Leistung eines einzelnen zwar den mit Unterstützung von Akademien und sonstigen gelehrten Gesellschaften bearbeiteten Werken nicht vergleichbar, doch keineswegs ungründlich; auch in Thüringen, in Schleswig-Holstein, in den rheinischen Gegenden regen sich fleißige Hände, desgleichen ist ein Wörterbuch für Hessen-Nassau in Vorbereitung; das brandenburgische unter Leitung von Seelmann und das preußische von Walter Ziesemer sind wohl des Krieges wegen noch nicht veröffentlicht worden.

Eine „Sammlung von Grammatiken deutscher Mundarten", die sich durch die allertreueste Wiedergabe des Lautbildes und aller für die Kenntnis des Dialekts nötigen Beobachtungen warm empfiehlt, gibt Otto Bremer, zugleich ein unermüdlich prüfender und das Verfahren rastlos verfeinernder Mitarbeiter jedes Einzelbeitrags, in langsamer Folge heraus. Als preiswürdig wären zu nennen die Darstellungen der Nürnberger Mundart von August Gebhardt (Leipzig 1907) und der Mundart des Vogtlandes von Emil Gerbet (Leipzig 1908). Ferner ist in Bremers Sammlung ein unentbehrliches Nachschlagebuch erschienen, die „Bibliographie der deutschen Mundartenforschung" von Ferdinand Mentz (2. Band, dazu Fortsetzungen). Seit 1899 läßt Hans Lambel „Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten" an die Öffentlichkeit treten. Eine darin aufgenommene hervorragende Arbeit ist Josef Schiepeks „Satzbau der Egerländer Mundart", (zwei Teile 1899 und 1908), nach Hauffens Urteil „die glänzendste Leistung überhaupt innerhalb der Erforschung der Syntax deutscher Mundarten". Leichter verständlich haben über die deutschen Mundarten H. Reis (Sammlung Göschen) und Oskar Weise (ANuG) gehandelt, die plattdeutschen bespricht Hubert Grimme (Sammlung Göschen).

Zeitschriften zur Kenntnis der Mundarten. Über den wissenschaftlichen Zeitschriften, die der Behandlung mundartlicher Fragen dienen sollten, waltete mit Ausnahme des schon seit 1877 bestehenden „Korrespondenzblattes des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung" kein besonders günstiger Stern: „Bayerns Mundarten" von Oskar Brenner und August Hartmann haben es nur auf zwei Bände gebracht (1892—1893), die „Deutschen Mundarten" von J. W. Nagl (1895—1901) hatten kein viel günstigeres Los, und auch die „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten" von Otto Heilig und Philipp Lenz war nur schwer zu halten, bis sie, zur „Zeitschrift für deutsche Mundarten" erweitert, im Allgemeinen deutschen Sprachverein, dessen Verdienste um die Weckung und Schärfung des Sprachgefühls nicht leicht hoch genug zu bewerten sind, eine kräftige Stütze fand.

Mundartkarten. Bequem zugängliche Dialektkarten des deutschen Sprachgebietes gibt es mehrere, so in dem Brockhausschen und in dem Meyerschen Konversationslexikon und in E. H. Meyers „Deutscher Volkskunde". Vgl. S. 37: Ferdinand Wrede, Deutsche Dialektgeographie

(Marburg). Hier finden sich vortreffliche Karten im Maßstabe von 1:100000.

Sorgsamster Pflege erfreut sich die Wortforschung, der Friedrich Kluge eine 1914 nach 15 Bänden und mehreren Beiheften eingestellte Zeitschrift gewidmet hat.

Diese wegen des knappen Raumes nur auf das nötigste beschränkten Hinweise dürften zu einer ersten Anleitung immerhin reichlich genügen.

Deutsche Grammatiken und Wörterbücher. Natürlich muß sich der Volkskundler auch häufig in den deutschen Sprachlehren und in den allgemeinen Wörterbüchern der deutschen Sprache Rats erholen. Da wären die „Deutsche Grammatik" von Wilhelm Wilmanns (z. T. in 2. Auflage, Straßburg 1897—1909), Hermann Pauls „Deutsche Grammatik" (Halle 1916—1917) und Ludwig Sütterlins „Die deutsche Sprache der Gegenwart"[3], Leipzig 1910, zu empfehlen, von kürzeren Darstellungen Otto Behaghels mehrfach aufgelegtes Buch „Die deutsche Sprache" und Friedrich Kluges „Unser Deutsch" (Wissenschaft und Bildung). An der Spitze der Wörterbücher steht das der Brüder Grimm, dem sie ihre letzte Lebenszeit gewidmet haben, das dann namentlich durch Rudolf Hildebrand, der freilich den Rahmen sprengte, und durch Moritz Heyne gefördert worden ist, bis es durch einen großzügigen Arbeitsplan, an dessen Verwirklichung Männer wie Hermann Wunderlich, Karl von Bahder u. a. tätig waren, dem Abschluß bedeutend näher gerückt wurde. Beachtlich ist auch die Leistung von Daniel Sanders. Unter den minder umfangreichen, einen erheblichen Teil des deutschen Wortschatzes enthaltenden Werken sind die von Moritz Heyne und die fünfte, durch Hermann Hirt, Karl von Bahder und Karl Kant neugestaltete Auflage des Weigandschen Wörterbuches zu nennen. Noch größere Vollständigkeit als die Brüder Grimm, allerdings nicht vorwiegend wissenschaftliche Zwecke erstreben die Bearbeiter der deutschen Teile des Sachs-Villatte und Muret-Sanders. Hermann Paul beschränkte sich in seinem „Deutschen Wörterbuch"[2] (Halle 1908) absichtlich auf eine sorgfältige Auswahl und legte den Hauptnachdruck auf Herausstellen des Bedeutungswandels, so daß Albert Waag in seinem vielbenutzten, mehrfach verbesserten Buche über „Die Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes" bequem an ihn anknüpfen konnte. Für die Erkenntnis der Wortentstehung und der Wortzusammenhänge wendet man sich am sichersten an Friedrich Kluges „Etymologisches Wörterbuch"[8] (Straßburg 1915). Daneben ist von Hermann Hirt eine „Etymologie der neuhochdeutschen Sprache" (München 1909) getreten.

Standes- und Berufssprachen. Den Erforscher der Volksseele kümmern die Mundarten an sich und in ihrem Verhältnisse zur Schriftsprache nicht allein, er lenkt seine Aufmerksamkeit nicht minder auf die mannigfachen Berufs- und Standessprachen. Diese verdienen um so mehr Beachtung, als manche der Erwerbszweige allmählich eingehen; das Wortgut wird dann,

wenn es nicht überhaupt in Vergessenheit gerät, vielfach unverstanden weitergegeben. Goethe, der allen Äußerungen des Volkstums Teilnahme schenkte, hat auch solche Sprechweisen zu würdigen gewußt. An Riemer schrieb er unter dem 30. Juni 1813, nachdem er infolge seiner Bemühungen um den Ilmenauer Grubenbetrieb längst bergmännische Ausdrücke geschätzt und sogar in seine reiche Sprache aufgenommen hatte, er habe viel übrig „für die eigentümlichen Sprachen der Gewerbe und Handwerke, weil die natürlichen Menschen, die auf einem gewissen Grade der Kultur stehen, bei lebhaftem sinnlichen Anschauen an einem Gegenstande viele Eigenschaften auf einmal entdecken, und da sie kaum in einem Begriff zusammenzufassen sind, welches überhaupt auch dieser Menschenklasse Art nicht ist, so gewinnen sie dem ganzen etwas Bildliches ab, und das Wort wird meistenteils metaphorisch und also auch fruchtbar, so daß man, mit einigem Geschick, gar wohl andere Redeteile davon ableiten kann, die sich alsdann gar wohl, besonders durch humoristische Schriften, einführen ließen" (Johannes Seiler, Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache, S. 74).

Erinnern wir uns Goethes Arbeit am Wiederaufleben des Ilmenauer Bergwerks, so wollen wir der Bergmannssprache zuerst gedenken. Die älteste Sammlung solcher Berufsausdrücke findet sich im „Bergbüchlein" von 1534. Die Schriften des Lutherschülers Johannes Mathesius, seine in Predigtform gekleidete Lebensbeschreibung des Reformators, seine Hochzeits- und Leichenpredigten und namentlich seine Sarepta oder Bergpostille, aus der E. Göpfert fleißig alles Wissenswerte zusammengetragen hat (Beiheft zum 3. Bande der ZfdW), zeigen deutlich, wie vieles der Vergangenheit angehört, desgleichen Göpferts Mitteilungen aus Christian Meltzers Schneeberger Chronik (ZfdW 13 [1911/12], 106—116). Eine Sammlung auch neuerer Redensarten ist Heinrich Veiths „Deutsches Bergwörterbuch" (Breslau 1871). Den Bergmannsgruß „Glückauf!", der übrigens kein hohes Alter besitzt, verwendet der Freund Ilmenaus gern, „gewältigen" und einiges andere entnimmt er in seine Sprache (Seiler S. 74[2]). Ursprünglich trägt die Redeweise der Bergleute, solange sie nicht Kohlen fördern, einen durchaus deutschen Charakter (Paul Drechsler, Schles. Mitt. Heft 13 [1905], 63—81). „Schicht machen", „Zimmerung", „Häuer", „Schlepper", „aus- und einfahren", „Barte" (Stock mit Axt), „Berghenne" (dürftige Mahlzeit, z. B. Wassersuppe oder Brot und Käse), „bergfertig" (invalid), „Ausbeute", „zu Tage fördern", „schürfen", „Fundgrube" sind teilweise schriftsprachlich geworden. Das letztgenannte Wort braucht der Bergmannssohn Luther schon in übertragener Bedeutung (Creizenach, ZfdW 2,

73). Hätte Goethe schon Dörings „Bergmannsgruß" gekannt, er würde dieses Gedicht ein „lebendiges Idiotikon" genannt haben.

Welche Fülle von Anregungen bietet dem Volkskundler erst die Soldatensprache! Proben der „Feld-Sprach", die zugleich den engen Zusammenhang dieser Berufsmundart mit der Sprache der fahrenden Leute und Gauner zeigen, gibt schon Moscherosch im sechsten seiner „Wunderlichen Gesichte". Eine zusammenfassende Darstellung enthält Paul Horns Schrift „Die deutsche Soldatensprache"[2] (Gießen 1905). Der Weltkrieg hat die Aufmerksamkeit stark auf den Gegenstand gezogen; so sind neue Untersuchungen erschienen von Theodor Imme (Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor. Dortmund 1916), Hanns Bächtold (Aus Leben und Sprache der Schweizer Soldaten. Straßburg 1916) und Otto Mausser (Deutsche Soldatensprache. Ihr Aufbau und ihre Probleme. Ebda 1917). Vom Verbande deutscher Vereine für Volkskunde und von der Kgl. bayrischen Akademie der Wissenschaften ist ein Fragebogen mit nicht weniger als 140 Punkten ausgearbeitet worden, um eine umfassende Erhebung über den Sprachgebrauch der Soldaten zu veranlassen.

Es steht zu erwarten, daß wir ein großartiges Sammelwerk erhalten, das auch die Feldflieger und andere neu eingerichtete Truppen ausgiebig behandelt. Staunen wird man über den Reichtum der Ausdrucksmittel, über das viele Zutreffende, oft auch Galgenhumormäßige, etwa „schützengrabenverdächtig" = kriegsverwendungsfähig; „Paradieskutscher" = Feldgeistlicher; „Hindenburgschmiere" = Marmelade. Älterer Herkunft sind Ausdrucksweisen wie „Aalchen" oder „Aalung" = leichter Dienst, „Affe" = Tornister, „Kluft" = Uniform (aus der Gaunersprache); „Arie" nennen die Dresdner Grenadiere schon lange die Artillerie, „bei der Abfallerie dienen", heißt nicht tauglich sein, „Parole Heimat" bedeutet Entlassung, „Plempe" als Säbel, Seitengewehr, „Büdjee" für den Kantineninhaber sind weitere vielgebrauchte Wörter, die Karl Müller-Fraureuth in seinem Obersächsisch-erzgebirgischen Wörterbuch anführt. „'s Trompetel versehen", d. h. den Zapfenstreich verpassen, wird in Sachsen oft gesagt, ohne daß man sich der Grundbedeutung erinnert.

Welche Aussichten eröffnen sich auch, wenn die Sprache der Seesoldaten planmäßig erforscht wird! Natürlich dürfte sie viel Gemeinsames mit der Seemannssprache überhaupt aufweisen. Über diese besitzen wir ein glänzendes Werk von Friedrich Kluge (Seemannssprache. Halle a. d. Saale 1911), das beste wortgeschichtliche Handbuch der Art, das allerdings bewußt auf die allerneueste

Entwicklung noch nicht eingeht, und in A. Stenzels „Deutschem seemännischen Wörterbuch" (Berlin 1904) eine gewisse Ergänzung findet. Niederdeutsches steht neben fremden Sprachen, namentlich dem Englischen und dem Holländischen Entlehntem. Man denke an Benennungen der Schiffsteile (Bug, Stern usw.) oder an Redensarten wie „lotsen", „die Segel streichen", „der rote Faden", „flott machen"! Die Sprache der Flußschiffer verlangt noch planvolle Behandlung.

Nicht weniges in ihr, auf Elbe und Oder, ist slawischer Herkunft, z. B. Zille, Berlinka = Oderkahn (ins Polnische übertragen aus „Berlinerin"), bomätschen. Sehr dankenswert hat Ludwig Sütterlin ein enges Gebiet gemustert, die Neuenheimer Schiffer- und Fischersprache (Neuenheim bildet einen auf der rechten Neckarseite gelegenen Ortsteil von Heidelberg; ZfdW 6 [1904/05], 68—76). Die Mannigfaltigkeit der Einzelbezeichnungen überrascht, so heißt der senkrechte Teil des Ruders, der hinten am Schiff ins Wasser geht, „der Ruderdiel", der grüne Arm oben, mit dem das Ruder gelenkt wird, „das Ruderhelm", der im Wasser spielende flache Teil „der Seefang". Auf der Salzach rufen sich die Fischer beim Fischerstechen „wahdi!" (Achtung), „giatla" (wohl gütlich = langsam) oder „beiha fa!" (beiher fahren = links fahren!) zu (Karl Adrian, Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze (Salzburg 1908, S. 100).

Die Jägersprache ist nicht minder bemerkenswert (vgl. J. und Fr. Kehrein, Wörterbuch der Weidmannssprache. Wiesbaden 1871; P. Lembke, Studien zur deutschen Weidmannssprache. ZfdU 12 [1898], 233—277; E. Dombrowski, Deutsche Weidmannssprache². Neudamm 1897; E. Stimmel ZfdW 9 [1907], 49—63).

Es genügt, an Ausdrücke wie „Lichter", „Löffel", „Blume", „Läufte", „Schweiß", „äugen", „äsen" zu erinnern und zu erwähnen, wie viele Wendungen in das Schriftdeutsch der Nichtjäger übergegangen sind, z. B. „Witterung kriegen", „Wind bekommen", „Lunte riechen", „einen Bock schießen".

Besonderen Reiz hat seit alters die Gaunersprache, das Rotwelsch auf die Sprachgelehrten und auf die zünftigen Juristen ausgeübt. Neuerdings sind ihm sorgsame Untersuchungen und Darstellungen gewidmet worden, vgl. Friedrich Kluge, Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen. I. Straßburg 1901. Hans Stumme, Über die deutsche Gaunersprache ... Leipzig 1903. L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Leipzig 1905. Ernst Rabben, Die Gaunersprache. Hamm i. W. 1906 (dieses Buch nennt sich aus der Praxis für die Praxis entstanden). L. Günther, Die G. Leipzig 1919.

Die Bestandteile entstammen vielfach dem Hebräischen, andere der Redeweise der Zigeuner, dem Latein und den romanischen Sprachen. Da finden sich die sonderbarsten Zahlwörter, z. B. „swis" (2), „troms" (3), „quabors" (4), „holfkrütkes" (5), „spörkes" (6), „uhr" (100), aber auch sonst neben dem Gebildeten kaum verständlichen Ausdrücken wie „alchen" (stehlen), „Backen" (Groschen), „behauen" (beschwatzen), „bekern" (sterben), „Dorscht" (Kopf) solche, die in die gewöhnliche Umgangssprache aufgenommen sind, wie „pisacken", „bemogeln". Das Wort „Gauner" selbst ist hebräischer Abkunft, „Schwindler" kommt aus dem Englischen und wurde erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts entlehnt (Friedrich Kluge, Bunte Blätter 142 ff.).

Daß die Sprechweise der Handwerksburschen (Kundensprache) mit diesem Rotwelsch in naher Verbindung steht, läßt sich an vielen Beispielen zeigen. Das nämliche aber gilt für die Studentensprache, die neuerdings zusammenfassende Behandlung erfahren hat (Friedrich Kluge, Deutsche Studentensprache, Straßburg 1895; John Meier, Hallische Studentensprache. Halle a. d. S. 1894; Basler Studentensprache. Basel 1910). Ergänzungen zu Kluge bietet Karl Konrad (ZfdW 12 [1910], 271—293).

Diese Ableitung aus dem Rotwelschen nimmt Friedrich Kluge (Wortforschung und Wortgeschichte, Leipzig 1912, S. 1 ff.) auch für das bei den Hochschulhörern meist gebrauchte „Kneipe" an, das als „Kneipschenke" im Jahre 1717 belegt ist, in der uns geläufigen Form 1753. Alfred Meiche hat nun (Mitt. des Vereins f. sächs. Volkskunde, Oktober 1913, S. 84 ff.) einleuchtend gezeigt, daß es vielmehr der obersächsischen Volkssprache angehören muß und eine Winkelschenke bezeichnet. „Nassauern" bezieht sich (ZfdW 2 [1902], 346) auf die 1654 errichtete Universität Herborn in Nassau, die zuletzt so wenige Studenten besaß, „daß alle von Kollegiengeldern befreit waren und reichliche Stipendien hatten." Das geheimnisvolle „Salamanderreiben" ist von Kluge (Bunte Blätter 93 ff.) überzeugend erklärt worden.

Bei den immer wiederkehrenden Versuchen, Studentensitten auch in Schülerkreisen nachzuahmen, kann es nicht verwundern, wenn die Studentensprache auch auf die Pennäler- oder Schülersprache abgefärbt hat. Trotzdem enthält sie noch Eigenes genug, das Rudolf Eilenberger (Pennälersprache. Straßburg 1910) wenigstens für Nord- und Mitteldeutschland mit Fleiß gesammelt hat und von dem auch Kurt Schladebach in Bezug auf Dresdner Verhältnisse (ZfdU 18, 56 ff.) näheres erwähnt. Für das Berner „Matten-Englisch", die Berner Schülersprache, auf die zuerst Eduard Hoffmann-Krayer als auf einen Gegenstand wissenschaft-

licher Untersuchung hinwies (Schweiz. A. 4 [1900], 39 ff.) ist ein rotwelscher Einschlag festgestellt worden.

Besonders Ausdrücke für „betrügen" klingen an die Gaunersprache an. Ein Schüler „haut eine Arbeit von einem andern ab", ein Nachbar gibt ihn beim Lehrer an, d. h. „er petzt" oder „kautzt", er „pecht", wird von den Kameraden eine „Pfennigklatsche" genannt. Es „setzt eine Strapse" oder „Strampse" (Strafarbeit). Namentlich Internate sollten genauer durchforscht werden. Anschließend sei der Sondersprachen der „Wandervögel", „Pfadfinder" und ähnlicher Vereinigungen gedacht.

Je ausschließlicher ein Stand oder eine Berufsart sich verhält, um so eher bildet sich bei den Angehörigen das Streben aus, möglichst auch durch die Mittel der Sprache die Abgeschlossenheit und Selbständigkeit kundzutun, und wenn es sich nur um eine bestimmte Lautgebung handelt (das Wiener Hofratsdeitsch!).

Aus den Zeiten, da die Handwerker und Gewerbetreibenden, zu Zünften fest verbunden, sich vor ungelernten Eindringlingen schützten oder gar räumlich angenähert, bestimmte Gassen der Städte bewohnten, hat sich bis in die freiere Gegenwart noch vieles nur zu wenig Beachtete an sprachlicher Besonderheit erhalten. Die Handwerkersprachen erheischen eingehende Behandlung, und sie zu erforschen lohnt um so mehr, als sich dabei ein weiter Kreis von Sitte und Brauch eröffnet. Welcher Reichtum an Ausdrücken erschließt sich schon, wenn wir die Namen der Werkzeuge und der Verrichtungen betrachten! Hier bietet sich der Wortforschung ein weites Feld. Und nicht anders steht es mit den Arbeiten des Landmannes. August Gebhardt hat in einem tiefschürfenden Vortrag auf der Würzburger Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im Jahre 1912 (veröffentlicht im „Korrespondenzblatt" 1913, Sp. 220—234) mit Recht auf die bedauerlichen Lücken unserer Kenntnis hingewiesen: „Noch harren weite Gebiete der Behandlung, die sie dringend verdienten, gerade solche, bei denen Gefahr im Verzuge liegt, weil gerade in unseren Tagen mit der uralten Betriebsweise auch ihr Wortschatz durch Neues ersetzt wird. Nirgends ist dies mehr der Fall als auf dem Gebiete des Handwerks, das eben jetzt durch den maschinellen Großbetrieb verdrängt wird, und auf dem der Landwirtschaft, wo gleichfalls neue Methoden, neue Geräte nicht nur die alten verdrängen, sondern auch ganz andere Arten von Früchten gebaut werden als

zu unserer Väter oder gar Großväter Zeiten." Es folgen dann wertvolle Einzelbemerkungen und Vorschläge nebst allgemeinen Erörterungen, vorgetragen mit einem Verständnis für den Zusammenhang von Wörtern und Sachen, wie man es bei nur wenigen Philologen antrifft. Die Schimpf- und Spottnamen für die Berufe, besonders die Handwerker, erörtert Heinrich Klenz in seinem „Scheltenwörterbuch" (Straßburg 1910). Welcher Reichtum tritt uns in den deutschen Handwerkernamen entgegen, in den landschaftlich abgestuften des Tischlers, Tischers, Schreiners, des Fleischers, Fleischhauers, Metzgers usw.! (Alfred Götze, Deutsche Handwerkernamen. Neue Jahrbücher 41 [1918], 125—137.)

In einem hübschen Aufsatz über Gesellennamen (ZfdW 15 [1914], 243—245) zeigt Friedrich Hegi, daß die oft scherzhafte Bezeichnung, die der Geselle bei seiner Aufnahme, der „Taufe" erhielt, ihm nicht selten als Familienname verblieb. Hans Hold von Urnäsch bei Appenzell, Züricher Bürger seit 1424, ein Schmied, wurde Röichli (Räuchlein) genannt. Seine Nachkommen, die bis ins zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Zürich lebten und von denen manche wieder Schmiede waren, hießen nur noch Röichli. Auf besondere örtlich begrenzte Sprechweisen hat H. Weber (Hess. Bl. 11 [1912], 121—206) den Blick gelenkt, auf die Lingelbacher Musikantensprache und die Geheimsprache der Maurer des Vogelsbergs (Daselbst Literatur über Standessprachen). Ausdrücke aus dem Berufskreise des Bauern haben vielfach die Schriftsprache bereichert. Ein Forscher „beackert" ein Feld, ein wissenschaftlicher Irrtum wird „ausgemerzt". „Ausmerzen" bedeutet eigentlich Tiere mit einem Merkzeichen versehen, ausmustern (Richard Neubauer ZVfV 13 [1903], 100 ff.). Die Flachsbereitung und Verwertung beim Spinnen liefert manche im übertragenen Sinne gebrauchte Wörter und Redensarten: „durchhecheln", „Reff", „abhaspeln", „Werg am Rocken haben".

Als hinausgehoben über das Handwerk fühlten und fühlen sich die Vertreter von Gutenbergs Kunst. So bildete sich bei ihnen eine technische und berufliche Sprache aus, die noch heute den Männern der Feder einigermaßen geläufig sein möchte (Heinrich Klenz, Die deutsche Druckersprache. Straßburg 1900). Die Kaufmannssprache hat Alfred Schirmer in einem Wörterbuch (Straßburg 1911) dargestellt. Durch sie wie durch die Druckersprache zeigt sich die Sprache der Zeitungsschreiber beeinflußt (Wilh. Feldmann, Die deutsche Journalistensprache. ZfdW 13 [1911/12], 282—300).

Merkwürdigerweise bedeutet Zweitdruck jeden rechtmäßigen Wiederabdruck eines „Artikels", und wenn es der vierte wäre. Fremdsprachliches ist bei dieser Berufsart nicht leicht zu vermeiden, obwohl auch hier

der Krieg zur Besinnung auf das deutsche Wesen geführt hat. „Schriftleitung" und „Geschäftsstelle" sind schon ganz eingebürgert, „Beitrag" für „Artikel" wird immer üblicher, „beanschriften" für „adressieren" dürfte Aussicht haben, sich durchzusetzen, „Feuilleton" schwindet mehr und mehr. Schelten wie Offiziosus, Revolverjournalist, Schmock, Zeilenschinder läßt sich Feldmann in seiner eben angeführten Abhandlung nicht entgehen. Er bringt auch derbe Wendungen wie „ablausen", d. h. aus einem sonst brauchbaren Beitrag unpassende oder unschöne Stellen ausmerzen. Bemerkenswert erscheint es endlich, daß in einem Falle die Jahrzehnte alte Bezeichnung eines Amtsblattes, des „Dresdner Journals", zu Anfang des Krieges in „Sächsische Staatszeitung" verwandelt worden ist.

Bei der ungeheuren Bedeutung des Rechtes innerhalb der Volksanschauungen ist das Erscheinen eines „Deutschen Rechtswörterbuches", herausgegeben von der Königl. preuß. Akademie der Wissenschaften, mit großer Freude zu begrüßen, wenn sich das lange vorbereitete Unternehmen, von dem bisher außer einem wichtigen Quellenverzeichnis nur das erste Heft (Weimar 1914) hat veröffentlicht werden können, auch allein auf die ältere Rechtssprache beschränkt.

Eine ganz neue Welt ging mir auf, als einer meiner Gymnasiasten mir im Auftrage seines Vaters — ich hatte im deutschen Unterricht an die Berufssprachen erinnert — Mitteilungen über die Sprache der Bahnpostbeamten machte.

Sie seien für weitere Nachforschungen in Kürze erwähnt: Faule Briefe = Briefe, die ihn nicht erreichten; versacken = Briefbunde in den falschen Briefbeutel stecken, also verwechseln; Briefe stoppen = sortieren; überfahren = Sendungen über den für sie bestimmten Ort hinaus mitnehmen (so daß sie nicht rechtzeitig erledigt werden); senken oder Bunde drücken = Briefbunde, die bearbeitet werden sollen, unbearbeitet weitergeben. Scherzhaft sagt man englisch: I thank you, wenn man das Bund in den für einen Ort bestimmten Briefbeutel versenkt. Ein Bund umfaßt gewöhnlich 50—70 Briefe. Ist es wesentlich umfangreicher, so nennt man es ein Wickelkind. Foppchen ist der Name von Geldbriefpäckchen (Enveloppe?). Langhölzer oder Klamotten heißen lange Briefe, die man zu Bunden für sich vereinigt, Senkbunde, Briefbunde, die unbearbeitet weitergegeben werden können. Wird einer mit seiner Arbeit nicht fertig, so nennt man das: Schneider sein, schneidern oder im Kleister sitzen. Brotfahrer wird ein Bahnpostfahrer geschimpft, der wegen der Fahrtgebühren fährt. Der Ofen hat den Namen Knüppelmaschine (vom Knüppelholz?). Es wird das Wortspiel „senkender Fahrer" (= fahrender Senker") gebraucht, und wenn ein Lokomotivführer durch schlechtes Fahren das Personal der Bahnpost herumschleudert, ist er ein Schlossergeselle.

Auch der Dienstbotensprache ist wissenschaftliche Aufmerk-

samkeit nicht versagt geblieben (Heinrich Klenz, ZfdW 11 [1909], 225—235.

Auf die Geheimsprachen der Kinder, z. B. die p-Sprache, die adi-Sprache hat man hingewiesen.

Endlich mag an das Judendeutsch erinnert sein.

Anreden, Abschieds- und Grußformeln, Dank-, Wunsch- und Beileidformeln, Redensarten beim Zutrinken, die Fluch- und Schimpfworte und die Gebärdensprache solcher Klassendialekte sind zu sammeln und zu untersuchen.

Dem „Glückauf!" der Bergleute (als Fluch „Glück zu!") entspricht etwa „Gott grüß' das Handwerk!" Die Turner haben ihr „Gut Heil!", die Schwimmer ihr „Gut Naß!", die Kegler ihr „Gut Holz!" usw. Landschaftliche Verschiedenheiten in den Begrüßungen verdienen bemerkt zu werden. Wie weit reicht etwa die Verbreitung des „Grüß Gott!", des „Gelobt sei Jesus Christus!" mit der Antwort: „In Ewigkeit, Amen!"? „Guten Abend!" wird in ländlichen Kreisen gewöhnlich schon unmittelbar nach der Mittagsmahlzeit gebraucht, „Guten Tag!" süddeutsch und neuerdings auch anderwärts selbst beim Abschied. Wie bezeichnend sind doch die Worte, die man in Tiroler Bergen oft zu hören bekommt: „Zeit lassen!" (Vgl. Jakob Zender, Der Gruß und seine Formeln in der Eifel. ZfrhwV 1 [1904], 193 ff. Schweiz. A. 4 [1900], 342). Besondere Grußformeln gelten nur für bestimmte Jahreszeiten und deren Verrichtungen. Bei der Ernte ruft man in Mähren: „Verleih' Gout Gelück!" und erhält die Antwort: „Verleih's Gout und dir mit!" (Kück-Sohnrey, Feste und Spiele [1] S. 151). Gegen das lästige „Adieu!" mit seinen Verstümmelungen hat der Krieg mit Erfolg angekämpft.

In der Wortforschung spielt der Begriff der Entstellung keine geringe Rolle.

Bestandteile eines vorhergehenden Wortes, namentlich des Artikels, werden als Vorlaut an das folgende angefügt; anlautende Konsonanten abgetrennt oder der zweite Teil einer Zusammensetzung verliert sich unter dem Einflusse des Haupttons beinahe völlig: „Naschmarkt" aus: am Aschmarkt, thüringisch „Nachterle" (ein achtel Liter), Doppelformen wie „Nast" und „Ast". In der Pfalz heißt der Neuntöter auch „Eintöter", erzgebirgisch kommt „Akristei" neben „Akerschtei" für „Sakristei" vor. In Ortsnamen verschmilzt Sankt (Sant) gern mit dem eigentlichen Wort: „Dantesberg" (= Sankt Antoniusberg), „Dingwert" oder „Dimbert" (= St. Ingbert), „Dälwe" (= St. Alban) sind pfälzische volkstümliche Bezeichnungen, ebenso redet man mundartlich von „Darle" (= St. Arnual) bei Saarbrücken. „Heute" geht bekanntlich auf althochdeutsch „hiu tagu" zurück. Unberechtigtes h im Anlaut ist überaus häufig: Hallotria, Hedechse, Hadjee.

Auf die Begriffsverstärkungen ist zu achten: mutter-

seelenallein, splitterfasenackt, oder erzgebirgisch „särner" (sehrer). Vgl. den vierten Vortrag in Karl Müller-Fraureuths trefflichem Buch „Aus der Welt der Wörter" (Halle a. S. 1904), das überhaupt für diese Dinge heranzuziehen ist. Die Veränderung der Wortbedeutung, der sogenannte Bedeutungswandel (s. das S. 43 angeführte Buch von Waag und Müller-Fraureuth a. a. O. S. 39 ff.), die Art, wie sich im Laufe der Zeit ein besserer oder schlechterer, ein allgemeinerer oder engerer Sinn einstellt, wie auch örtliche und gesellschaftliche Unterschiede dabei in Frage kommen, das Absterben von Wörtern, die Verwendung von ursprünglichen Sammelbegriffen für Einzelwesen („das Leut", „das Frauenzimmer", „die Mannsvölker" = die Männer, „die Weibsvölker" = die Frauen) geben immer neuen Stoff zu sprachlichen Beobachtungen, die der Volkskunde ebenso zugute kommen wie der Philologie.

Ein schier unerschöpfliches Gebiet der Volksforschung ist das der Volksetymologie. Unverständliches, was nur der Gelehrte oder allenfalls der höher Gebildete enträtseln kann, wird vom gemeinen Manne mundgerecht gemacht und irgendwie an Bekanntes angelehnt.

Der Gast, der sich in einem Erzgebirgswirtshaus einen „Stockdumm" bestellt, ahnt gewöhnlich nicht, daß es sich um Dr. Stoughtons Magenelixir handelt. Die Mäuse fressen einen kleinen Vorrat von Früchten „ratzekahl" (radikal) auf. Obersächsische Frauen trugen früher eine Art Miederbrettchen anstelle der Korsettstäbe und sprachen von einem „Blankscheit" (frz. planchette). Das noch immer beste Werk über diese Fragen ist Karl Gustaf Andresens „Über deutsche Volksetymologie"[6] (Heilbronn 1899).

Dem Bilderschmuck unserer Muttersprache hat man oft Beachtung geschenkt, vgl. das bekannte Buch von Hermann Schrader[6] (Berlin 1902). Wenn ich sage: Das ist mir wurst, so habe ich kaum noch im Unterbewußtsein die Vorstellung, daß eine Wurst an jedem der beiden Zipfel angeschnitten, die Sache also so oder so angefangen werden kann (Otto Behaghel ZfdW 1, 279 f.).

Ein Gebiet, auf dem sich Liebhaber immer gern tummeln und das der wissenschaftlichen Behandlung nicht geringe Schwierigkeiten macht, so daß ein Forscher (Edward Schröder) geradezu die geschichtliche Betrachtungsweise, nicht das Ausdeuten für wesentliches Erfordernis hält, ist das der **Namenkunde**. Unter den Per-

sonennamen sind die Vor- und die Zunamen (Familiennamen) zu unterscheiden.

Im alten Germanien herrschte Einnamigkeit, später im 12./13. Jahrhundert erst treten zu den Vornamen, die seit Einführung des Christentums mit den Taufnamen einen Wettbewerb eingegangen waren, die Familiennamen hinzu. Doch bleiben sie, die häufig in einfachem Hinzufügen des Vaternamens bestehen oder in Bildungen wie Peters, d. h. Peters Sohn, oder in Bezeichnungen der Herkunft (Franke, Sachse) oder einem Hinweis auf den Beruf (Schulze, Schmied) oder einer Neckerei, lange Zeit nicht fest. Bekanntermaßen erhalten Häuser, Gehöfte, Bauerngüter ihre Namen weit zäher als die Besitzer, und der Familienname wird zuweilen noch heute über der Standes- und Berufsbenennung völlig vergessen. Am spätesten, erst 1828, wurden in Ostfriesland die Familiennamen allgemein üblich (Lüpkes, Ostfriesische Volkskunde, Emden o. J. [1908], S. 95).

Ein Wörterbuch der ältesten germanischen Personennamen veröffentlichte Georg Werle, Beiheft zum 12. Bande der ZfdW. Anfangs sinnvoll und etwa einen Segenswunsch für den Träger bergend, dürften sie schon während der Karolingerherrschaft nicht mehr verstanden worden sein (Edward Schröder, Die deutschen Personennamen. Göttingen 1907, S. 11). Die Mode bemächtigte sich auch dieses Feldes. In wundervoll klarem Überblick hat Friedrich Kluge die Namenkunde dargestellt, leider ohne irgendwelche Literaturangaben (Deutsche Namenkunde. Leipzig 1917). Das Büchlein sei auch für die folgenden Bemerkungen herangezogen, da es sich nicht auf die Personennamen beschränkt, sondern auch Namen von Ländern, Orten und Flüssen, sowie von Wochen- und Feiertagen behandelt. Eine anmutige, in Vortragsform gekleidete Untersuchung über die Vornamen von Robert Franz Arnold kann besonders empfohlen werden, da sie zugleich die Ursachen der Namengebung würdigt (Die deutschen Vornamen[2]. Wien 1901). Als bequemes Nachschlagebuch dient das von Albert Heintze, Die deutschen Familiennamen[3]. Halle a. S. 1908.

„Die Zeit der intensivsten Familiennamenbildung erstreckt sich in West- und Oberdeutschland etwa von 1150—1250" (Ernst Grohne, Die Hausnamen und Hauszeichen. Göttingen 1912, S. 114. Dort auch umfassende Literatur S. 197—205). Besonders auffallend ist dabei in den größeren Städten der Einfluß der Hausbezeichnungen. Mit „von" oder „zu" werden die Namen gebildet (ebd. S. 128f.). Die Städte, in denen Hausnamen bis etwa zum Jahre 1200 gebräuchlich waren, tragen besonders viel zu dieser Benennung der Bewohner bei; auf fränkischem Boden entwickelt sie sich mehr als auf oberdeutschem (ebd. S. 129). Das

„von" und „zu" wird vielfach der Bequemlichkeit halber weggelassen (ebd. S. 134). Zu beachten ist, daß Familiennamen als Vornamen verwendet werden, daß es in Ostfriesland Namen gibt, die bald dem männlichen, bald dem weiblichen Geschlecht zukommen, z. B. Else, daß vor allem die katholische Sitte, den Kalenderheiligen zur Namenverleihung zu benutzen, zur Vermischung männlicher und weiblicher Rufnamen führt (Ernst Müller, Zur Kenntnis der deutschen Familiennamen. Beilage zum Bericht der Stiftungsschule von 1815. Hamburg 1910, mit der vorzüglichen Ergänzung von Alfred Götze, Neue Jahrbücher 31 [1913], 86—88). Eine Frau Ottilie Teubner geb. Kieß heißt in einem Erzgebirgsdorfe nur „das Kießattiling", in einem anderen Orte des sächsischen Sibirien spricht man vom „Lobheiner", weil der Familienname (Engelhardt) keine Rolle spielt und der Großvater Gottlob, der Vater aber Heinrich getauft war. Die Töchter eines Webers Reißmann sind die Weberernstine und die Weberlina, und die Enkel eines Mannes, der den Vornamen Samuel hatte, werden noch immer die „Samelkinder" genannt. Zu Bermsgrün bei Schwarzenberg i. S. soll nicht einmal der Briefträger immer den wirklichen Familiennamen wissen. In Ernstthal, der Heimat Karl Mays, unterschied man die „Wölfe" als Weißkopfwolf, Rotkopfwolf, Daniellobwolf, Schlagwolf usf. („Ich" S. 351).

Die neue Sitte der Doppelvornamen sollte in ihrer Entstehung ergründet werden.

Aus Personennamen entstehen Gattungsnamen, so wird Michel, Fritz, Tobias für Burschen überhaupt (Bummelfritze, Vogeltobias = Vogelnarr) gesagt, Liese, Grete, Käte, Marielle, Josefine u. a. gelten für Mädchen schlechthin (Wilhelm Wackernagel, Über die deutschen Appellativnamen, Kl. Schr. 3, 120. Dazu Reinhold Köhler, Kl. Schr. 3, 615). Der Pfrointnerbauer in Ganghofers „Der Besondere" redet seine Tochter Zäzil mit den Worten an: „Jetzt reißt mir aber der Faden, du ungute Gredl du!" Wo steht der Vorname hinter dem Zunamen (z. B. der Mendenauguft)?

Die Ortsnamen sind für die Geschichte und Kulturgeschichte von Belang, läßt sich doch die Herkunft der Gründer häufig aus der Form erschließen. Das Hauptverdienst in dieser Beziehung hat sich W. Arnold erworben (Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme, Marburg 1875), wenn sein Verfahren auch nicht als unbedingt sicher anerkannt worden ist. Er unterschied eine erste Schicht von Ansiedlungen, die in fruchtbaren Flußniederungen begründet wurden und deren Name die Örtlichkeit schildert (vgl. August Meitzen, Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen. Berlin 1895, 1, 43 f.), eine zweite, Kolonisationsdörfer, die Namen von Personen und Geschlechtern

tragen (7.—8. Jahrhundert) und eine jüngste dritte (12.—13. Jahrhundert). Für die Orte dieser Zeit sind die -rode, -reut, -hagen, -schwend(e), -schlag, -kirchen, -kappel, -zelle oder -burg, -fels, -stein in den Bildungen bezeichnend. Dabei treten Stammeseigentümlichkeiten hervor. So entspricht dem schweizerischen -rütli ein fränkisches -reut, ein thüringisches -rode, -roda. Die meistenteils schwäbischen, aber auch fränkischen und niederdeutschen -ingen lauten im Bayrisch-Österreichischen auf -ing, im Hessisch-Thüringischen auf -ungen aus. Über die rege Teilnahme an der Ortsnamenforschung im ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts unterrichtet zuverlässig Oskar Weise (GRM II [1910], 433—445); aus seinen Darlegungen erhellt, wie weit Arnolds Annahmen noch zu recht bestehen und worin sie überholt worden sind.

Zwei Bildungsweisen lassen sich beobachten: Benennungen nach Personen und solche nach der Gegend. Zunächst handelt es sich bei der ersten Klasse nur um Namen von Männern (Wilsdruff < Wielandesdorf). Nicht selten, aber nur auf bestimmte Gebiete beschränkt, erscheinen verkürzte Formen, z. B. Helmbrechts, die ursprünglich nach Ausweis der Urkunden vollständig waren. Von Frauen abgeleitete Ortsnamen deuten immer auf späteren Ursprung hin. Besondere Aufmerksamkeit hat sich den Namen zugewandt, die vielleicht einer zusammengehörigen Anzahl von Personen, einer Sippe ihr Dasein verdanken. Es wurde früher als zweifelsfrei angesehen, daß es sich bei denen auf -ing, -ingen, -ungen, -ikon um sogenannte Patronymika, also um Gründungen von Menschen handle, die in verwandtschaftlichem Verhältnis zueinander stünden, bis neuerdings, z. B. von Friedrich Kluge (Bunte Blätter 120 ff.), diese Meinung erschüttert worden ist. Die Anhängesilbe -ing und Ähnliches wird vielmehr weit häufiger gebraucht, selbst dann, wo nur von der Beschaffenheit der Örtlichkeit die Rede sein kann. Nach Vertretern eines Stammes, die sich in der Fremde heimisch gemacht haben, sind Orte wie Sachsenhausen oder Frankenberg benannt. Von Bäumen herrührende Bezeichnungen (z. B. J. L. Brandstetter, Die Namen der Bäume und Sträucher in Ortsnamen der deutschen Schweiz. Luzern 1902) kommen nicht selten vor. Nach der Lage des Ortes wären solche auf -tung, niederdeutsch -donk (niedrige Erhebung), und -hurst (Gebüsch) zu erwähnen. Sicher keltisch sind Formen aus -acum (-ach, -ich) in den Rheingegenden, während es nicht als ausgemacht gelten darf, daß die auf -ape, -epe, -pe, hochdeutsch -affa, -eff, -fe schon von Kelten stammen. Auf ripuarischen Ursprung führt man die Ortsnamen mit -scheid, -auel (ohl), -seifen, siefen des Rheinlandes zurück, dagegen deuten die erzgebirgischen auf „Seiffen" Erzwäscherei an. -lar, -ler (Wetzlar) werden fränkisch sein, -leben anglisch-werinisch, -büttel (-büll) friesisch. Die auf -weiler, -weier, -weil (vgl. Otto Behaghel, Wörter und Sachen 2 [1910], 42 ff.) liegen auf altem keltoromanischen Boden und scheinen von römisch „villare"

herzustammen; die auf -idi (-ide, -ida, z. B. Tilleda, Apolda) von Sachsen. Die Benennungen auf -dorf, -heim, -hausen gehören vielleicht nicht mehr bestimmten Stämmen an. Glücklich hat Alfred Meiche „Die Herkunft der deutschen Siedler im Königreich Sachsen nach den Ortsnamen und Mundarten" ermittelt (Mitt. d. Vereins f. sächs. Volksk. 3 [1905], 327 ff.) (vorher Deutsche Erde, Jahrgang 1905). Er gibt auch dankenswert eine Karte mit. Es wird gezeigt, wie sich zwischen Werdau und Zwickau eine wichtige Mundartgrenze findet, nordwestlich von Zwickau liegt Weißenborn (thüringisch), südwestlich Weißenbrunn (fränkisch). Oberfränkisch sind die auffallend häufigen vogtländischen Namen mit -grün, während -reuth wohl auf die Oberpfalz hinweist.

Öfters haben die Ortsnamen eine durch amtliche Einflüsse völlig veränderte Gestalt bekommen. In solchen Fällen läßt die Volksaussprache das Ursprüngliche zuweilen eher erkennen als die übliche Schreibung. Das bezieht sich besonders auf slawische Namen; anderseits sind auch gut deutsche in eine scheinbar slawische Form gebracht worden, und nicht alle auf -itz dürfen als serbisch-wendische Gründungen gelten. Schon Melanchthon ist es aufgefallen, daß mitunter slawische und deutsche Ortsbezeichnungen dicht nebeneinander liegen: man hat eben die neuen deutschen Siedelungen einfach mit dem verdeutschten Namen der alten versehen (Lindenau—Leipzig).

Eines lehrreichen Beispiels sei gedacht: Trachenberg in Schlesien wurde 1253 als Stadt mit deutschen Rechte genehmigt. Bereits 1155 aber wird das „Dorf an der Furt Zunigrod", das heutige Schmiegrode erwähnt. Schmiegrode bei Trachenberg hat sich demnach nur scheinbar an Formen mit -rode angeglichen, in Wirklichkeit spiegelt es polnisch żmija (Otter, Natter, Schlange) und gród (Burg, Berg) wieder, so daß Trachenberg bloße Übersetzung ist (Schles. Geschichtsblätter 1909, Nr. 1).

Neuere amtliche Ortsnamenänderungen richten sich hauptsächlich nach völkischen Gesichtspunkten, wenn etwa während des Krieges Eltville sich amtlich mit dem schon früher bekannten Namen Ellfeld (vgl. den daher stammenden Franz Koppel-Ellfeld) belegt hat.

Häufig finden sich Ortsnamen im Volksmunde mit dem Artikel versehen. Auf diese Erscheinung hat P. Klemenz (Schles. Mitt. Heft 14 [1905] und Heft 15 [1906]) aufmerksam gemacht. Soweit es sich nicht um Appellativnamen handelt und soweit nicht der gleichlautende Flußname einwirkte, liegen nach ihm Analogiebildungen vor. Die Appellativnamen sind jedenfalls immer Zusammensetzungen, die man als solche noch empfindet: „ûf a Krumma hübel" = nach Krummhübel, „de Lichtann" (Lichtentanne bei Zwickau i. S.); in anderen Fällen ist die Erklärung auch leicht, z. B. „de Weefe",

das Dorf Weisa in der Oberlausitz, bei dem wohl noch an das Webgerät gedacht wird.

Nach meinen eignen Beobachtungen wird der Artikel besonders gern bei slawischen Ortsnamen gebraucht: „de Sitte" (Zittau), „de Bucke" (Bockau bei Aue i. S., „de Büke" (Pockau-Lengefeld im Erzgebirge, „de Zschap" (Zschopau); man wäre versucht, an die Einwirkung des Flußnamens zu glauben, hinderte nicht „de Sitte" daran, aber das mag eine Angleichung an den sonst üblichen Sprachgebrauch sein.

Zu dem auf S. 51 erwähnten Ineinanderfließen des „Sankt" mit dem Ortsnamen mag noch das Zusammenschweißen mit dem Artikel oder mit dem Vorwort hinzugefügt werden: Dröda = in der Öde, Meßbach, die langjährige Wirkungsstätte des vogtländischen Mundartdichters Riedel, ist bereits 1410 als Espech bezeugt (GRM 2, 442).

Auch der Straßennamen nimmt sich die sprachlich-kulturgeschichtliche Untersuchung an; namentlich für Norddeutschland ist schon viel geschehen (vgl. z. B. C. R. Schnitger, Plattdeutsche Straßennamen in Hamburg. Daselbst 1915). Burstah = Bürgerufer, Teilfeld = Ziegelfeld; Erwin Volckmann, Unerklärte niederdeutsche Straßennamen in Hamburg und anderswo. Hamburg 1917, bespr. von Alfred Götze, Hist. Z. 118 (1917), 311 ff.: In Kattrepel und ähnlichen Bildungen steckt „kat" Sturmkatze, Schopenstehl = Schöffenstuhl, Bohnenstraße mißverstanden aus Bohlenstraße (vom Bohlenbelag), Löwentwiete = Laubenstraße). Für die Hausnamen besitzen wir die schon öfters herangezogene Preisarbeit von Ernst Grohne (Göttingen 1912), die auch fesselnde Berührungen mit den Gassennamen aufdeckt.

Während die deutschen Ländernamen durchsichtig sind, zumeist von den Volksnamen im 3. Fall der Mehrzahl abgeleitet (Beispiel: Sachsen aus zen [bei den] Sachsen), weniger und erst in der Neuzeit von den Landesherren (Friedrich Kluge, Deutsche Namenkunde S. 31–33), während die volkstümlichen Völkerbezeichnungen wie „Saupreußen", „Mußpreußen", „Kaffeesachsen" kaum der Erklärung bedürfen („Heanzen" erklärt Nagl ZöV 1902, 161 ff. unanfechtbar als Hühnerhändler), macht die Deutung der Flußnamen oft große Schwierigkeiten: „Die Mehrzahl dieser alten Namen — und zwar die ausgeprägten Wortformen selber, nicht etwa bloß die Wurzeln — kehrt in allen früher oder jetzt von Indogermanen bewohnten Ländern wieder .....; schon die Deutung vieler, vielleicht der meisten Wortstämme ist noch dunkel und umstritten, und nicht minder die Frage, bei welchem Volk, in welcher Gegend zuerst dieser

oder jener Name aufgetaucht sei; jedenfalls reichen viele, vielleicht die meisten alten Gewässernamen in vorgeschichtliche, also ... in Deutschland in die vorgermanische Zeit zurück" (Franz Cramer, Aufgaben der heutigen Ortsnamenforschung. Neue Jahrbücher 33 [1914], 210—216, S. 215). Die Elbe wenigstens ist deutsch. Sonst lassen sich nur die Bachnamen mit den Mitteln der deutschen und slawischen Sprachforschung ergründen, und zwar fast immer ohne Schwierigkeit.

Mit großem Eifer widmet man sich in den letzten Jahren den Flurnamen und Namen von Forstbezirken, weil sie in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte erkannt worden sind. In den verschiedensten Gauen unseres Vaterlandes wird ihre Sammlung und wissenschaftliche Bearbeitung vorgenommen. Eine Flurnamenkarte dürfte in jeder deutschen Landschaft entstehen als schönstes Ziel der Forschung. Vgl. z. B. H. Beschorner, Unsere Flurnamen, Mitt. d. Vereins f. sächs. Volksk. 3 (1904), 197 ff. 243 ff. das vortreffliche Vorwort „Ein Gespräch über hessische Ortsbezeichnungen und vom Wert ihrer Sammlung" in Heft 1 des Flurnamenbuches des Großherzogtums Hessen (Die Flurnamen der Grafschaft Schlitz, gesammelt von Wilhelm Hotz. Darmstadt 1912), auch die badische Veröffentlichung von Ernst und Eugen Fehrle (Die Flurnamen von Aasen, 1913), die dem Mitarbeiter die nützlichsten Winke gibt. Wie Tiere und Pflanzen auf die Flurnamen einwirken, hat Th. Imme gezeigt (ZfrhwV 11 [1914] und 12 [1915], s. Rudolph Zaunick im 15. Bande der Mitteilungen aus der Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften [1916], 124 ff.).

Die Tier- und Pflanzennamen wurden in den letzten Jahren von Rudolph Zaunick und Heinrich Marzell zum besonderen Forschungsgebiet erwählt, und zwar so, daß ersterer die zoologische, letzterer die botanische Seite behandelt. Für die ältere Zeit (bis zum 11. Jahrhundert) sei der Kürze halber auf das Reallexikon der germanischen Altertumskunde verwiesen, für Neueres auf des Verfassers Schrift „Die Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen" (Berlin 1917), S. 62 ff. In engster Beziehung steht der Bauer zur Natur; er kennt Wert und Unwert der Tiere und Pflanzen, und er gibt ihnen Bezeichnungen, die oft seine vertrauten Beziehungen zu ihnen ausdrücken. Im besonderen gilt sein Anteil den Hausgenossen unter den Tieren, von deren Arbeitskraft das Gedeihen seiner Tätigkeit stark abhängig ist und die er sorgfältig in ihren Eigenheiten beob-

achtet. Sie sind ihm nicht bloßes Handwerkszeug, nein, liebe Freunde, bei seinem aufs Nützliche gerichteten Sinn oft wertvoller, weil schwerer zu ersetzen, als Familienmitglieder, und ihren Tod beklagt er wohl schmerzlicher als das Hinscheiden seiner Frau. Er bezeichnet sie mit Namen, die dem Äußeren, aber auch dem Wesen entnommen werden.

So ist allgemein üblich „Bläsſe" für ein Tier mit weißem Fleck auf der Stirn. In einem Schwarzwälder Dorfe (A. Gysin, ZfdW 11 [1909], 304) kommt kein Name für eine Kuh häufiger vor als „Strüse" („Strüsle"), der die Buntheit gleich einem Blumenstrauß ausdrückt. Weiße Kühe heißen dort „Schimmel", klein gefleckte „Näggele", und die schönste wird „Golde" genannt. Bei der Almwirtschaft treffen wir diese Namen selbstverständlich in besonderer Reichhaltigkeit an. „E hau du Scheckei, du Braune, du Rigeil, Roseil, Gamseil, Blümeil und du Jodel, freut euch, morg'n gehn ma in unser Paradeis", begrüßt die Salzburger Sennerin ihr liebes Vieh am Tage vor der Almfahrt (Karl Adrian, Salzburger Volksspiele S. 106). Schlesisch findet sich für Rinder „Weiskop", „Krûne" (Krone), „Brêtschadel", „Rûte" (Rote), „Schwarze", in Sachsen „Brömmelchen" für den Ochsen, in Ostfriesland „Witkop", „Swartkop", „Krumhoorn", „Kaal-(Rot-)steert", „Swartbunte" außer einigen der vorerwähnten, daneben das vertrauliche „Olle". Pferde werden ähnlich bezeichnet, doch auch wie die Kühe („Melkert", „Stötert") nach den Eigenschaften, also „Loper", „Krüttenbiter", „Klaphingst" (Ostfriesland). Wie weit ist die für Ostfriesland erwähnte Benennung nach dem Standort im Stalle verbreitet? Wie weit die Namengebung nach dem Gangort vor dem Wagen? Auch die schöne Literatur bringt viele Beispiele, unter denen ich nur eins aus Adam Müller-Guttenbrunn „Der kleine Schwab'" heraushebe: „Der Vater der einen (Fuchsstute) war ein Schimmel, und sie hatte einen weißen Fleck am linken Auge mitbekommen. Wir nannten sie Bläß. Die andere hatte von uns Kindern den Namen Kukuru bekommen, weil sie als blondes Füllen so genäschig war. Sie schappierte regelmäßig von der Weide, um sich in einem nahen Kukuruzfeld gütlich zu tun" (S. 20). Mit welch rührender Liebe der Landmann an seinen Tieren hängt, dafür gibt es einen schönen Beweis. Ein Kalb oder Füllen, das am Geburtstage eines Kindes geboren wird, erhält wohl den gleichen Namen, oder wie einen Menschen „tauft" man es nach dem Kalenderheiligen.

Über die Hundenamen, deren älteste den Flußnamen gleichen, weil man auf diese Weise sie vor Tollwut zu bewahren meinte, hat Friedrich Kluge (Bunte Blätter 85—91) gehandelt, neuere stellen Franz Branky ZfdW 9 (1907) 229—279 und (Schäfernamen) Otto Schütte ebd. 10 (1908/09), 63 zusammen. Sorgsamste Beobachtung der Tierstimmen (Oskar Hauschild, ZfdW 11 [1909], 149—180, 12 [1910], 1—45) beweist den gleichen Anteil, und es ist kein Zu-

fall, wenn gerade die Schweizer überraschend treu Erlauschtes zum Ausdruck bringen.

An die Pflanzen knüpft sich allerhand Aberglaube, der im zweiten Teile dieses Grundrisses zu besprechen ist. Die Volksetymologie treibt hier die üppigsten Blüten bei dem Versuche, Fremdes mundgerecht zu machen.

In Sachsen (Müller-Fraureuth) wird die im Bauerngarten viel vorkommende Päonie mit einer Fülle von Namen belegt, z. B. Putennie, Puttente, Putänchen, Patänchen, aus „pervinca" gestaltet man „Bärwinkel", „valeriana" (Baldrian) heißt Baldrixān und Bullerjahn. Der Verwendung von Tieren und Pflanzen zu Vergleichen ist zu gedenken (E. M. Marriage, Alemannia 26, 97—183). Selbst Eigennamen scheinen die Bäume zu erhalten, wie man sie oft Glocken, Eisenbahnen, Bauwerken gibt (Bernhard Kahle ZVfV 16 [1906], 314 ff.; Karl Helm, Hess. Bl. 4 [1905], 72 f.).

Um aus dem ungeheuren Arbeitsgebiete wenigstens noch einiges herauszugreifen, erinnere ich an die Verstümmelungen des Gottes- und Teufelsnamens, an die Bezeichnungen von Jahreszeiten („Einwärts"-Winter, „Auswärts"-Sommer) in den Gegenden mit Almbetrieb, „Schlachtzeit", an die volkstümlichen Ausdrücke für Feste und Wochentage.

So werden die Tage der Karwoche und des Osterfestes von den einzelnen deutschen Stämmen verschieden benannt; in Ostfriesland heißen sie: der „Palmsundag", „blaue Maandag", „gelef Dingsdag", „witte Midweck", „gröön Donnersdag", „stille Fredag", „huster-buster (husende-busende) Saterdag", „hille-pille Paaske" oder „hicken-picken Sondag", „Eier trüllende Maandag", „up(fr)etende Dingsdag", endlich „Paaskeachten", im Braunschweigischen spricht man, die Festzeit nicht so lang ausdehnend, vom „fülen môndag", „scheiwen dinstag", von der „krummpuckelden middewochen", dem „groinen donnerstag", dem „stillen frîdag" und dem „kaukenbacken sonnabend". Der grüne Donnerstag ist noch nicht hinreichend erklärt; der „huster-buster Saterdag" Frieslands gibt ein hübsches Bild von der Geschäftigkeit im Hause, der „Eier trüllende Maandag" erinnert an die Sitte des Eierschiebens. Zweifelhaft ist, ob beim „krumpuckelden", richtig: „krummen" Mittwoch eine Ableitung von Gerumpe machen, d. h. Lärm machen mit den „Ratschen", die an Stelle der nach Rom gewanderten Glocken treten, vorliegt (so L. von Hörmann), oder ob G. Bilfinger (ZfdW 4 [1903], 253 ff.) im Rechte ist, der meint, es handle sich um eine Verschiebung der Quadragesima, der Buß- und Fastenzeit vor Ostern, die ursprünglich mit dem Aschermittwoch begonnen und genau sechs Wochen gedauert habe; nach der neuen Rechnung sechs Wochen und einen Tag. „Derartige Überschüsse über eine sonst runde Zahl empfinden wir als eine Abweichung, von der geraden Linie". Der „stille Sonnabend", der es, wie wir sahen

gewöhnlich durchaus nicht ist, führt im Königreich Sachsen den Namen „Osterheiligabend"; man spricht ebenso in Anlehnung an „Weihnachtsheiligabend" vom „Pfingstheiligabend". Der „gute Dorscht'g" heißt der erste Donnerstag nach Neujahr, wo Gesindemarkt stattfindet oder stattfand (Müller-Fraureuth), der „gute Dienst'g" der dritte Weihnachtstag, ebenfalls mit Gesindemarkt, selbst wenn er nicht auf einen Dienstag fällt (ebd.).

Einen breiten Raum im Wortschatz nehmen endlich die Lautausdeutungen ein. (Vgl. z. B. Otto Schütte und Johannes Bolte, ZVfV 15 [1905], 342 u. Anm.)

Es sei vorerst darauf hingewiesen, daß auch Ausdeutungen von Buchstaben vorkommen. So legt man sich um Weimar das O S W N der Windrose auf Dächern als „Ochse, siehste Weimar nicht?" zurecht (ZVfV 15 [1905], 240), dasselbe in Sachsen als „Ochse, siehste Waldheim nicht?" Wer denkt nicht an die schon erwähnten Rufe, die man überall aus Tierstimmen heraushört? (Vgl. noch A. Boßler, Hess. Bl. 8 [1909], 1 ff.) Der gemeine Mann ist wirklich „Vogelsprache kund wie Salomo". Menschliche Stimme redet der Schall der Glocken. Das nun längst verstummte Geläut der kleinen englischen Glocke zu Dresden klang dem Volke wie: „Mir is schlecht!", den Angehörigen der britischen Kolonie hieß es: Come to church! Auf braunschweigischem Boden, in Adersheim, glaubt man die Worte zu vernehmen:

Da unnen, da boben
Lît einer begroben.

Tausende von Beispielen könnten angeführt werden. Anders tönt die Glocke, wenn sie freudige Ereignisse kündet oder einen Todesfall. Ihr eherner Mund weiß zu jubeln und zu klagen. Nicht minder vertraut klingt der Rhythmus des Handwerkszeuges, selbst die Windmühlenflügel reden ihre vernehmliche Sprache. Aus dem Dreschflegelschlag hört man allerhand heraus, z. B. aus dem Zweischlag: „Ach Gutt! Ach Gutt!" oder: „Kumm dach! Kumm dach!" (Heinrich Zschalig, Mitt. d. Vereins f. sächs. Volksk. 2 [1902], 242 ff.), aus dem Dreischlag: „Ich bin da! Ich bin da!" oder: „Hans Christoff, schlack frisch druff!", aus dem Vierschlag: „Tu Fleesch in Dubb! Tu Fleesch in Dubb!" So geht es bis zum Sechsschlag, aus dem etwa „Du Racker, du Luder, du Racker, du Luder!" zu hören ist. Signale beim Militär haben auch wohl verständlichen Klang (Otto Schütte, ZVfV 16 [1906], 81 ff., Ernst Richard Freytag, Mitt. d. Vereins f. sächs. Volksk. 4 [1908], 372 ff.), besonders der Zapfenstreich, nicht minder die Hornrufe der Hirten, so braunschweigisch:

Tut, tut, tut! Lat de Käue rut!

Dichterisch verklärt worden ist das Blasen der Nachtwächter und der „Schwager"; je seltener der Postwagen durch die Lande zieht, um so notwendiger wird es, die Posthornsignale zu sammeln (Olbrich, Schles. Mitt. 13 [1905], 116). In Schöningen (Braunschweig) bläst der Postillon:

Komme von Schöppenstedt,
habe was mitgebracht,
aber nicht viel.
(Oder: wollt ihr's mal sehn?),

in Lublinitz (Schlesien):

O du mein lieber Gott,
muß ich schon wieder fort
:,: auf der Chaussee! :,:,

in Ostpreußen meinte man ihn zu hören:

Auf der Drei-Dittchenpost
fahrn wir nach Insterborch
:,: auf der Chaussee. :,:

Diese Zeiten sind zwar in der Hauptsache vorüber. Aber selbst den Rhythmus der Eisenbahn hat man zu deuten gewußt: „Ach, wenn ich doch bei Mutter wär'!", den der Kleinbahnlokomotive: „Helft mir ock, helft mir ock! 's geht schon besser, 's geht schon besser!", oder: „Stille Pauline." Bei Güterzügen vernimmt ein kundiges Ohr: „Wassersuppe, Wassersuppe." Ob man auch aus dem Schnellzugsgeräusch allen verständliche Worte wird erlauschen können?

Jedenfalls offenbart sich in diesen schlichten Ausdeutungen von Tönen und Tonfolgen ein Stück bescheidenen dichterischen Schöpferdranges, der, hoffen wir, nie versiegt. Fließend sind also die Grenzen zwischen Volkssprache und Volksdichtung.

IV. Die Volksdichtung.

a) Das Volkslied.

Kein Gebiet der Volkskunde ist länger, mit mehr Eifer und Verständnis beachtet worden, keines möchten wir so entschieden als Ausdruck unserer Volksseele betrachten wie das Volkslied. Wo wir singen hören, fassen wir Vertrauen, fühlen wir uns rasch zu Hause, werden wir ursprüngliche Menschen. So hat es kommen können, daß ein guter Kenner des Volksliedes geradezu Volkslied und Volksdichtung gleichsetzte, obwohl das doch eine starke Übertreibung bedeutet, denn Volksschauspiel, Sage, Märchen, Rätsel und andere Zweige an dem Wunderbaum der Volkspoesie haben sich ebenfalls kräftig entwickelt. Wie Hegel das Wesen der Philosophie in ihrer Geschichte hat sehen wollen, so dürfen wir mit gleichem Rechte das Wesen des Volksliedes aus geschichtlicher Entwicklung des Begriffes ableiten. Kunstlied und Volkslied sind

zwei anscheinend getrennte Welten. Aber nur anscheinend. Es war einmal in jenen Tagen, da die Bildung den Volkskörper noch nicht spaltete, als es nur eine Art der Dichtung gab. Und dieser Zustand ist zwar nicht dauernd wiedergekehrt, doch wenigstens zeitweilig möglich geworden, weil gerade die besten unter unsern Dichtern sich bewußt wurden, was sie ihrem Volke danken, und sich bemühten, nicht für eine bestimmte Schicht, nein, für die Gesamtheit zu wirken. Geht ein mächtiger Strom gemeinsamen Empfindens durch das Volk, so fallen die Schranken, und in einem Liede, sei es der Choral von Leuthen, sei es das längst nicht mehr als konfessioneller Streitgesang empfundene „Ein feste Burg ist unser Gott", macht sich das Drängen der Seele Luft. Wir haben das nach Siegeskunden in diesem furchtbaren Kriege erlebt.

Standespoesie war die Minnedichtung, doch zuweilen senkt auch sie ihre Wurzeln in das Erdreich, das wir Volkstum nennen. Fahrende Schüler brachten in lateinischen Versen nicht selten ihr heimatliches Denken und Fühlen zum Ausdruck. An der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, als bereits die humanistischen Bestrebungen Erfolg hatten und die Einheit der Nation bedrohten, kam das Volkslied in einer bürgerlich gerichteten deutschen Gesellschaft zu Ehren. Das 17. Jahrhundert erst machte den scharfen Schnitt zwischen Gebildeten, d. h. von ausländischem Wesen Angesteckten und dem Volke. Zu der Scheidewand, die von der Bildung gezogen wurde, war eine des Glaubens getreten. Noch im Reformationszeitalter hatte sowohl Kunstlyrik wie Kirchenlied sich durch das Volkslied befruchten lassen. Je mehr aber Dichten aus schöpferischer Notwendigkeit ein Spiel müßiger Stunden wurde, um so mehr beschränkte es sich auf die Nachahmung fremder, nicht innerlich erlebter Formen und Gedanken. So entstand jene Abneigung gegen alles vom „Pöbel" Stammende. Daß unser Volkslied sich in höheren Kreisen Achtung, ja Liebe wiedererrang, verdankt es namentlich Johann Gottfried Herder. Dieser wieder hatte Anregungen vom Ausland empfangen: durch Rousseaus Schriften war ihm das Verständnis für schlichte Natürlichkeit gegenüber der Kulturüberschätzung erschlossen worden, und die Sammlung des Bischofs Percy „Reliques of ancient English poetry" (1765) wurde sein Vorbild, als er daranging, die „Volkslieder" zusammenzutragen. In den geschickten Fälschungen

des Schotten Macpherson sah er wie im Homer Urpoesie, und in seiner begeisterten Auslassung „Über Ossian und die Lieder alter Völker" (1771, erschienen zwei Jahre später in den „Blättern von deutscher Art und Kunst") offenbarte er zartesten Sinn für eine Dichtung, die nicht gemacht, sondern geworden war und seelische Vorgänge, wie sie sich überall und zu allen Zeiten ereignen können, faßlich und ergreifend darstellte. Ein Volkslied besagte ihm nichts anderes als ein Lied voll Schlichtheit, Natürlichkeit und echten Gefühls. Alles, was diesen Forderungen nicht entsprach, das Ertüftelte, Gekünstelte, nur in bestimmten Klassen Verständliche, nannte er Kunstdichtung. Die wechselvolle Geschichte des Begriffes Volkslied hat Paul Levy (Berlin 1911) zu schreiben versucht. Das Wort selbst ist zweifellos Herders Eigentum und von ihm als Abkürzung für „Lieder des Volkes" gebraucht. Scharfes Begriffebilden war Herders Sache nicht; man darf sich darum auch nicht wundern, wenn er in verschiedenen Lebensaltern nicht ganz das Gleiche unter einem Volksliede zu verstehen scheint. Levy aber mag wohl im Rechte sein, wenn er (S. 41) erklärt: „Volkslied war für Herder im Zenit seines Schaffens jedes Lied bekannten oder unbekannten Verfassers, das singbar war, besonders ein solches, das von noch unverbildeten Menschen auch wirklich gesungen wurde, wobei es den Charakter dieser Kreise in natürlich-leidenschaftlichem, lebhaft bewegtem Inhalte und einfacher, zum Teil sogar äußerlich unvollkommener Form genau abspiegelte." In Straßburg traf Herder mit Goethe zusammen und begeisterte ihn für die Volksdichtung. Der junge Student wurde ein gelehriger Schüler und schöpfte im Elsaß Lieder „aus dem Munde der ältesten Mütterchen". Aber wichtiger war, daß er den Entschluß faßte, seine eigenen Dichtungen nach dem Leitbild des Volkstümlichen abzustimmen. Bürger bemühte sich, ein Volksdichter zu werden, und wenn es ihm nur in beschränktem Maße gelang, so trug sein Charakter die Schuld, wie Schiller in dem berühmten Urteil über Bürgers Gedichte bemerkte. Die Volksliedbewegung schlug in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts kräftige Wellen. Umsonst bemühte sich der Aufklärer Friedrich Nicolai, sie lächerlich zu machen durch seinen „Feynen kleynen Almanach", der doch nicht wenige treffliche Proben von Volksliedern brachte.

Heinrich Lohre, der Verfasser der Schrift „Von Percy zum Wunderhorn" (Berlin 1902), erbringt ZVfV 25 (1915), 147—154 den Nachweis, daß besonders der Musiklehrer Georg Steinacker in Dessau mancherlei Gutes beigesteuert hat.

So ist denn der Versuch eines Griesgrams, Neuem den Boden abzugraben, durchaus nicht gelungen. 1777 und 78 war Nicolai mit seiner Verhöhnung des Volksliedes, die doch auch gewisse Auswüchse der Volksliedverhimmelung traf, hervorgetreten, 1778 und 1779 endlich erschienen die lange vorbereiteten „Volkslieder" Herders. Auf dem Wege von Herder zu Achim von Arnim und Clemens Brentano sind auch im flüchtigsten Überblick ein paar Marksteine zu beachten: Anselm Elwert aus Hessen veröffentlichte 1784 „Ungedruckte Reste alten Gesanges . . .", und Friedrich David Gräter aus Schwäbisch-Hall ließ im dritten Bande seiner Zeitschrift „Bragur" (1794) einen leider nicht vollendeten Aufsatz „Über die teutschen Volkslieder und ihre Musik" erscheinen, der auch auf die bescheidensten Gattungen wie die Vierzeiler die Aufmerksamkeit richtete. Waren Herders „Volkslieder" in Wirklichkeit „Stimmen der Völker in Liedern" gewesen, so schufen Achim von Arnim und Clemens Brentano das rein deutsche Gegenstück dazu in „Des Knaben Wunderhorn", an dem kaum etwas fremd ist als das dem französischen „lai du corn" nachgebildete Einleitungsgedicht. Wir haben uns längst daran gewöhnt, in dem Wunderhorn ein Füllhorn von Dichtungen zu sehen. Die eng verbundenen und in ihrer Art so grundverschiedenen Freunde traten im Herbst 1805 mit dem ersten Band ihres aus der Überlieferung von Jahrhunderten wie aus mündlichen Quellen geflossenen Werkes in Heidelberg an die Öffentlichkeit. Goethe widmete ihm, alter Neigungen eingedenk, eine jedem einzelnen Beitrag nachgehende Besprechung. 1808 kamen zwei weitere Bände heraus.

In genauester Weise hat Karl Bode (Die Bearbeitungen der Vorlagen in „Des Knaben Wunderhorn", Berlin 1909) Arnims wie Brentanos Anteil bestimmt, dargelegt, wie sich das Wesen der beiden Dichter auch in ihrem Verhalten zu der Aufgabe widerspiegelt, wie Brentano mehr Sinn hat für Altertümliches und Mundartliches, wie er den eigentümlichen Volksliedrhythmus freier walten läßt als der Gefährte, wie er aber am Ende sich dem stärkeren Willen des Norddeutschen unterwirft, der das Unbestimmte seiner eignen Dichtweise auch auf die von ihm bearbeiteten Lieder gelegentlich überträgt, wie Brentano an Sänger, Arnim an Leser

denkt und wie sie beide nach Erhöhung des dichterischen Gehaltes streben, unbekümmert um Treue gegenüber dem Überkommenen. Bode konnte sorgfältige Abschriften Erks von Arnims Papieren benutzen und war schon dadurch im Vorteil vor dem weit weniger philologisch geschulten Ferdinand Rieser, der mit geringerem Rüstzeug kurz vor ihm („Des Knaben Wunderhorn" und seine Quellen, Dortmund 1908) Ähnliches versuchte

Hatte schon Herder den nationalen Charakter aller Volksdichtung betont, so glaubten die Brüder Grimm darin das Entscheidendste erblicken zu müssen. Kunstpoesie war ihnen die vom Auslande beeinflußte. Jacob Grimms Lehrer Savigny verhalf in der Rechtsgeschichte nach Herders Vorgang dem historisch Gewordenen zu tieferem Verständnis; die Wirksamkeit des Persönlichen trat in seiner Auffassung der Rechtsentstehung und -entwicklung zurück. So bildete sich auch in der Theorie des Volksliedes die Anschauung heraus von der Geburt aus dem Geiste des Volkes, eine Anschauung, die allmählich zu der Ansicht führte: sicheres Kennzeichen des Volksliedes sei die Unmöglichkeit, einen Dichter ausfindig zu machen. Darum nannte später, in den dreißiger Jahren, der Freiherr von Erlach „volkstümliche Lieder" die ins Volk gedrungenen bekannter Verfasser; 1857 ließ Hoffmann von Fallersleben ein Nachschlagebuch „Unsere volkstümlichen Lieder" erscheinen, das seitdem im Jahre 1900 eine 4. Auflage, besorgt von Karl Hermann Prahl, erlebt hat. Trotz Herders Mahnung ist die musikalische Seite des Volksliedes lange Zeit nicht gebührend beachtet worden; heute wissen wir, daß Wort und Weise eng zusammengehören, ja daß die Melodie das Liedergedächtnis vor allem stützt. Diese Erkenntnis danken wir namentlich den Bemühungen Ludwig Erks (erstes größeres Werk: Die deutschen Volkslieder und ihre Singweisen, 1838 ff.), dessen Nachlaß in der Berliner Königlichen Bibliothek vom Verbande deutscher Vereine für Volkskunde zu Nutz und Frommen der Volksliedforschung durch den Druck veröffentlicht wird.

Eine erste landschaftliche Sammlung war bereits 1817 von Jos. Georg Meinert (Der Fylge. Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens) herausgegeben worden. Strengeren wissenschaftlichen Anforderungen entsprachen Ludwig Uhlands „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (1844 und 1845; Neudruck von Hermann Fischer in Cottas Bibliothek der Weltliteratur) mit einer feinsinnigen, durch reiche Anmerkungen in

ihrem Wert gesteigerten Abhandlung. Seit 1843 erschienen die früher erwähnten „Germaniens Völkerstimmen" von Firmenich, und diesem Werke verdankt ein berühmter Erlaß des französischen Ministers Fortoul (vom 13. November 1853), die Volkslieder Frankreichs zu sammeln, seine Anregung.

Es wäre ganz unmöglich, die große Zahl der Veröffentlichungen von Liedersammlungen, die sich entweder auf das gesamte Sprachgebiet oder auf einzelne Gaue oder selbst Orte beziehen, zu nennen. Nur auf die Neuausgabe von Ludwig Erks „Deutschem Liederhort" in drei Bänden (Leipzig 1893—1894) als auf das verhältnismäßig vollständigste Unternehmen sei hingewiesen. Franz Magnus Böhme, leider unsorgfältig im Wortlaut, aber ein gediegener Musiker, hat sie besorgt. Die ausführlichste Bibliographie des Volksliedes stammt von John Meier (in Pauls Grundriß der germanischen Philologie[2] 2, 1179—1218). Als erste Handreichung dient wohl der Literaturnachweis in dem Buche von Otto Schell: Das Volkslied. Leipzig 1908. Unter Leitung von John Meier, dem Vorsitzenden im Verbande deutscher Vereine für Volkskunde, ist in Freiburg i. B. das Deutsche Volksliedarchiv begründet worden. Es will die sämtlichen deutschen Volkslieder nach Wort und Weise sammeln und konnte bisher in drei Berichten einen vortrefflichen Anfang seiner Tätigkeit und der Arbeit in den verschiedenen deutschen Staaten und Regierungsbezirken erwähnen, auch namhafte Zuwendungen der Bundesstaaten mit Dank verzeichnen. Vorausgegangen sind im Sammeln die Schweiz und Österreich-Ungarn.

Aus wissenschaftlichen Gründen, aber auch damit nicht Staatsgelder verzettelt werden, muß man sich die Frage beantworten: Was soll gesammelt werden? Das ist keine andere als die nach dem Wesen des Volksliedes. Allerorten hatte man in den 70, 80 Jahren nach Erscheinen des Wunderhorns soviel von Volksdichtung und Kunstdichtung geredet, daß es höchste Zeit schien, endlich die Merkmale beider Arten festzustellen. Wenn es auch nach Goethe nur eine Art von Poesie gibt, ein Unterschied des Grades besteht jedenfalls zwischen einem mit allen Mitteln künstlerischen Formwillens geschaffenen Lied und dem schlichten, fast ohne Bewußtsein hingehauchten Naturlaut, der uns aus frischer Kehle in Feld und Wald entgegentönt.

Es war ein Verdienst von Franz Krejči, daß er (ZfVölkerpsych. 19,115–141) der Sache auf den Grund ging. Leider blieb seine gediegene Arbeit lange fast unbeachtet. Als Hauptkennzeichen der Volksdichtung ermittelte er den seelischen Mechanismus (s. S. 12) im Gegensatz zum Handeln nach logischen Gründen und hob hervor, daß man die Volkspoesie nicht ästhetisch, sondern psychologisch beurteilen müsse. „Der Kunstdichter", sagte er, „darf bloß von schönen Vergleichen Gebrauch machen, der Volksdichter dagegen unterliegt hierin dem Drucke des Mechanismus; er vergleicht dort, wo ihn der Gedankenstrom dazu zwingt, ohne Rücksicht zu nehmen, ob es gefallen wird. Deswegen werden wir in Volksliedern viele überflüssige, minder passende, für sich betrachtet vielleicht vortreffliche, aber im Verhältnis zum Ganzen weitschweifige, ermüdende Gleichnisse finden." Wir haben früher gesehen, wie sich der Begriff der Volkskunde überhaupt auf diesen Gedanken aufbauen läßt. Während Arnold E. Berger (Nord und Süd Bd. 68 [1894]) Volksdichtung und Kunstdichtung als bloße Schlagwörter ausgemerzt und durch die einen Stilunterschied bezeichnenden Ausdrücke „geschriebene" und „ungeschriebene Poesie" ersetzt wissen wollte, so daß er alles im Stile des mündlichen Vortrags, der mündlichen Überlieferung Gehaltene als die sogenannte Volksdichtung betrachtete und zu dem Ergebnis gelangte, der Gegensatz sei durch gottbegnadete, im Stile des mündlichen Vortrags bewußt schaffende Dichter aufgehoben worden, erklärte John Meier auf dem Dresdner Philologentag von 1897 (auch z. B. Kunstlieder im Volksmunde, Halle a. S. 1906, S. I): „Als Volkspoesie werden wir diejenige Poesie bezeichnen dürfen, die im Munde des Volkes — Volk im weitesten Sinne genommen — lebt, bei der aber das Volk nichts von individuellen Anrechten weiß oder empfindet, und der gegenüber es, jeder einzelne im einzelnen Falle, eine unbedingt autoritäre und herrschende Stellung einnimmt." Mit der zuletzt angefügten Bestimmung ist gemeint, daß die Lieder beim Singen verändert werden, man könnte noch genauer sagen, daß sie unter die Herrschaft der Formel geraten. Bei Meier wird demnach sowohl der Unterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung als grundsätzlich geleugnet (ebenso wie bei Anton E. Schönbach, Über den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen. Zs. d. deutschen und österreich. Alpen-

vereins 1900, S. 14—24, auf S. 23) wie auch vollends die Notwendigkeit, daß das Volkslied in den unteren und mittleren Gesellschaftsschichten, d. h. „im Volke" entstanden sein müsse. Darauf hatte nach manchen Vorgängern Hermann Dunger in seiner Beurteilung der Ansicht John Meiers (Robert Wuttkes Sächsische Volkskunde² S. 251) den Nachdruck gelegt. In meinen „Volkskundlichen Streifzügen", S. 55, habe ich mich auf Seite Meiers gestellt und nur, um den Gassenhauer (Anton Penkert, Das Gassenlied. Leipzig 1911) auszuschließen, eine gewisse Dauer und Zähigkeit vom Volksliede verlangt. Seitdem ist die Frage beständig im Flusse geblieben. Am schroffsten stehen sich die Meinungen John Meiers und Josef Pommers, des Begründers der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" und des Wiener Volksgesangvereins, gegenüber. Volk, von Meier im weitesten Sinne gefaßt, ist für Pommer „derjenige Teil der Gesamtheit, der der sogenannten höheren Bildung bar . . . . ist" (Levy a. a. O. S. 155). Und als wesentlich für ein Volkslied hat nach ihm zu gelten, daß es aus dieser Schicht stammt. Durch Inhalt und Form muß es seine Herkunft aus dem Volke erkennen lassen. „Naivetät, Ursprünglichkeit und Kindlichkeit, kurz das unbewußt Poetische" haften den Liedern an (Levy S. 156; vgl. auch Pommer in seiner Zeitschr. 13 [1911], 199). Adolf Strack hat wiederholt in den Hess. Bl. Ansichten vorgetragen, die wieder auf J. Grimm zurückführen (z. B. 3 [1904], 72 ff.), Robert Petsch (Volksdichtung und volkstümliches Denken: Hess. Bl. 2 [1903], 192—211) die Grundanschauung Krejčis vertreten und psychologisch vertieft, Eugen Mogk (Mitt. des Vereins für sächs. Volksk. 4 [1907], 240) die vielleicht inhaltlich annehmbare, aber im Wortlaut nicht recht geglückte Bestimmung gegeben: „Volkslied deute ich . . . als das dem Gefühlsleben unmittelbar entsprungene Lied eines Menschen in Wort und Weise, das als Gefühlsausdruck eines natürlichen Gemütes bald nach seinem Entstehen Eigentum der Menge geworden ist und durch diese fortlebt." Der Zusatz „eines Menschen" soll doch wohl nur andeuten, daß sich Mogk nicht zu der mystischen Auffassung bekennt, ein Volkslied dichte sich selbst, und daß er auch Bedenken hegt gegen Stracks Meinung, die Wurzel aller Volksdichtung sei das unbewußte Leben der Masse. Im übrigen hat erst der Weltkrieg wieder gezeigt, wie tatsächlich auch aus gemeinsamem Schaffen meh-

rerer, die ganz eng miteinander seelisch verbunden sind, zuweilen ein Lied hervorgeht. Besonders lehrreich sind Bemerkungen Gustav Jungbauers, der als geschulter Sammler allen Anspruch und Anlaß hat, ein Wort mitreden zu dürfen. In der Einleitung zu seinem Buche „Volksdichtung aus dem Böhmerwalde" (Prag 1908) unterscheidet er ein Dreifaches: Naturdichtung, d. h. die Dichtung der Naturvölker, Volksdichtung (= Dichtung jener großen Bevölkerungsschichten eines Kulturvolkes, welche von fremdem Wesen wenig berührt sind und daher die Eigenart des Volkes am reinsten zum Ausdruck bringen) und Kunst-, besser Intelligenzdichtung. Er glaubt nicht an eine Herrenstellung der Singenden dem Liede gegenüber und sagt: „Der, welcher im Volke aufgewachsen ist und Gelegenheit hatte, das Volk beim Singen zu beobachten, wird die Erfahrung gemacht haben, daß nicht selten ein Zuhörer, wenn ein Lied gesungen wird, behauptet, diese oder jene Stelle müsse so oder so lauten, daß sich oft über die Richtigkeit des Textes oder der Weise ein Streit entspinnt, ein Beweis dafür, daß sich jeder einzelne im einzelnen Fall an den überlieferten Text gebunden fühlt und eigenmächtig sich keine Änderungen erlaubt. Die Umbildungen und Veränderungen in einem Liede gehen vielmehr .... unbewußt vor sich" (S. III). Gegen Meier richtet sich auch der andere Einwand: „Wenn man das Volkslied in seinem innersten Kerne erkennen und auf diesem Wege ein klares und wahres Bild der Volksseele gewinnen" wolle, müsse man „das Volkslied im strengen Sinne als volkentstandenes und volkläufiges Lied" auffassen. John Meiers Merkmal der Volkläufigkeit allein sei nicht genügend. Endlich hätten wir uns, „da ... aus früheren Jahrhunderten nur wenig erhalten ist, das wir bestimmt als im Volke selbst entstanden hinstellen können", mit einer Untersuchung des Volksliedes der neueren Zeit zu begnügen (S. IV). Jungbauer bespricht dieses und nennt es (S. XIV) „das zumeist durch ein Ereignis veranlaßte Erzeugnis eines dichterisch und musikalisch begabten Menschen aus den mittleren und niederen, auf dem Lande wohnenden Volksschichten, das von der Kunstdichtung wenig beeinflußt, möglichst frei von persönlichen, örtlichen und zeitlichen Beziehungen der Eigenart des Volkes in Inhalt und Form entspricht, daher vom Volke aufgenommen, durch die gedächtnismäßige Überlieferung umgebildet und festgehalten

wird". Dazu bemerkt er noch: „Das Lied des Volksdichters wird im Volksmunde fast durchwegs verbessert, das des Kunstdichters nicht selten verschlechtert". In einem Frankfurter Akademievortrag hat sich dann Friedrich Panzer (Neue Jahrbücher 29 [1912], 63—75) mit John Meier auseinandergesetzt. Er findet dessen Begriffsbestimmung überladen und bemängelt vor allem, daß das „Volkslied" als etwas ohne Rücksicht auf Veränderungen der Volksseele ein für allemal Feststehendes angesehen werde. Ebenso wie die Kunstdichtung aber wechselten die Merkmale des Volksliedes mit den Zeiten. Daher lasse sich der Begriff immer nur von Fall zu Fall und für eine bestimmte Nation ermitteln. Weil die Umgestaltungen ohne Bewußtsein geschehen, durch Hör- und Gedächtnisfehler, aber auch durch die Unfähigkeit, das Gehörte richtig aufzufassen, so dürfe man nicht von einem Herrenverhältnis reden. Kulturelle und künstlerische Rückständigkeit seien wesentliche Charakterzüge des Volksliedes. Für die Gegenwart ergeben sich ihm drei entscheidende Tatsachen: 1. mündliche Überlieferung, und zwar 2. durch das Volk, endlich 3. Leben im Gesange. Ähnlich drückt sich Panzer ZfdPh 44, 506 aus: „Volkslied ist, was jeweils vom Volke gesungen wird, Volksdichtung ist, was jeweils im Munde des Volkes lebt." Es könnte demnach angenommen werden, John Meier habe die Allgemeingültigkeit *eines* volksmäßigen Stiles zu allen Zeiten betont; aber man braucht nur S. VI und VII seiner „Kunstlieder im Volksmunde" zu lesen, um sich zu überzeugen, wie wenig das zutrifft. Jungbauers Ansichten wurden GRM V (1913) bes. S. 79 nochmals klar zusammengefaßt in nebenstehendem Bilde (Fig. 1). Da soll 1 das Volkslied, 2 das Kunstlied im Volksmunde, 3 das Kunstlied bedeuten. Demgegenüber hebt Alfred Götze, der sich in drei Aufsätzen eingehend und scharfsinnig mit den erwähnten Anschauungen auseinandergesetzt hat (Begriff und Wesen des Volksliedes GRM 4 [1912], 74—95; Der Stil des Volksliedes ZfdU 28 [1914], 241 ff. und Der Begriff des Volksliedes. Ein Wort zur Verständigung. ZfdU 28 [1914], 577—592) richtig hervor, für den Anhänger der „Produktionstheorie" könne es das Gebiet a überhaupt nicht geben, denn volkentstandenes Lied und volkläufig gewordenes Kunstlied müßten Pommer und seine

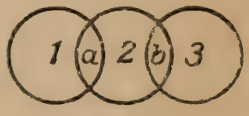


Fig. 1.

Schule als niemals, auch nicht auf dem kleinsten Bezirk sich deckend erachten; nur von Berührung der beiden Arten dürften sie reden. Mithin würde das Kunstlied im Volksmunde ganz in den Bereich des Kunstliedes fallen, und das einzig mögliche Schema für sie wäre Fig. 2. Diesen Ausführungen ist dann völlig zuzustimmen, wenn man den rechten großen Kreis mit 2, den kleinen mit 3 beziffert, weil es sich zunächst um die Gegensätze Volkslied und Kunstlied (1 und 2) handelt.

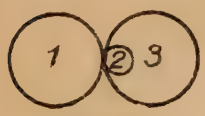


Fig. 2.

Besonnen sämtliche Gründe für und wider Pommer-Jungbauer darlegend und erwägend, kommt Götze mit Jungbauer zu der Überzeugung, das Lied der sogenannten primitiven Völker, eine Gemeinschaftsdichtung, müsse ein für allemal aus der Begriffsbestimmung des Volksliedes ausgeschaltet werden. Die Grenze zwischen Gemeinschaftsdichtung im Sinne der Völkerpsychologie „liegt an dem Punkte, wo das Individuum selbständig hervortritt", und nur mit dem, was diesseits der Individualgrenze erscheint, haben wir uns in der Volkskunde zu beschäftigen (GRM 4, 81). Ich kann ihm nur beipflichten, wenn er die Entstehung als unwesentlich für den Charakter einer Dichtung als Volkslied erklärt, nicht völlig indes, wenn er auch den Inhalt als gleichgültig ansieht; da hat doch Panzer zweifellos recht mit seiner Behauptung (a. a. O. S. 70): „Ganze Klassen der Kunstlyrik müssen dem Volke nach seiner geistigen Verfassung unzugänglich bleiben." Götzes eigene Bestimmung läßt ihn wie mich als nicht unselbständigen Vertreter der „Rezeptionstheorie" erkennen (GRM 4, 94): „Volkslied ist ein Lied, das im Gesang der Unterschicht eines Kulturvolkes in längerer gedächtnismäßiger Überlieferung und in ihrem Stil derart eingebürgert ist oder war, daß, wer es singt, vom individuellen Anrecht eines Urhebers an Wort und Weise nichts empfindet." Der Hauptunterschied gegenüber Meier geht aus den Worten „im Gesang der Unterschicht eines Kulturvolkes in längerer gedächtnismäßiger Überlieferung" hervor. Meier nämlich nimmt, wie wir zeigten, Volk „im weitesten Sinne" und versucht keine Abgrenzung vom Gassenhauer. Ich überlasse zur Erörterung meine schon vor neun Jahren im ersten Entwurf dieses Abrisses niedergeschriebene Definition: „Volkslied ist ein im Volke gesungenes Lied, das nach Inhalt und sprachlicher wie

musikalischer Form den Vorstellungen und dem Empfinden der weitesten Kreise entspricht und als herrenloses Gut betrachtet, mit typischen Formeln versehen, mindestens Jahrzehnte lang von Mund zu Munde geht."

Endlich sei noch des Schemas der „Rezeptionstheorie" gedacht (Götze, ZfdU 28, 592) (Fig. 3). Darin bedeutet 1 das volkentstandene Lied, 2 das volkläufig gewordene Kunstlied, 3 das sogenannte Individuallied, das auf volkstümlich wirkende Mittel verzichtet.

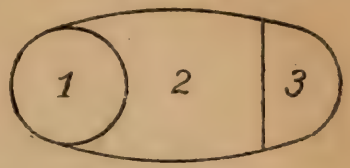


Fig. 3.

Der Herkunft aus den niederen Volksschichten läßt sich keineswegs soviel Wert beimessen, wie Dunger, Pommer und dessen Nachfolger wollen. Sollen wir den Begriff Volkslied wirklich nur auf jene dichterisch-musikalischen Erzeugnisse einschränken, deren Ursprung in den weniger gebildeten Bevölkerungsklassen wir zu erweisen vermögen? Sollen die Kunstlieder im Volksmunde ausgeschaltet werden? Und wie viele Fälle gibt es, wo ein Lied wegen seiner allgemeinverständlichen Gefühlssprache durchaus den Eindruck der Entstehung „im Volke" erweckt, ohne daß sich diese mit Gewißheit ermitteln ließe?

An sich wird das Verfahren die besten Erfolge versprechen, bei dem die Untersuchung der gegenwärtigen Volkslieder als die eigentliche Forschungsaufgabe gilt, weil uns die Volksseele vergangener Zeiten immer erst auf Umwegen und selbst dann nicht so deutlich wird wie die unserer Tage. Ein so Kundiger wie Albert Daur (Das alte deutsche Volkslied nach seinen festen Ausdrucksformen betrachtet, Leipzig 1909) gesteht (S. 21): „Einfache, sichere Kriterien, mit deren Hilfe man wirkliche Volkslieder für die alte Zeit allgemein feststellen könnte, gibt es .... nicht." Aber selbst innerhalb des lebenden Volksliedes sucht man umsonst nach einheitlichem Charakter; Altes und Neues findet sich dicht beieinander, und anscheinend eben erst ans Licht Getretenes ist bei genauerem Zusehen nichts als Abklatsch von längst Bekanntem. Die wertvollen Nachweise Jungbauers über Volksdichtungen der letzten Jahrzehnte schätzen wir hoch, wenn wir auch grundsätzlich ablehnen, nur solche Erzeugnisse für eine Bestimmung des Volksliedbegriffs heranzuziehen; sie würden den Begriff unnötig verengern.

Deshalb belehren uns die volkläufigen Kunstlieder so eindringlich, weil sie uns den Geschmack der breitesten Schichten zeigen und uns ermöglichen, ihren Schicksalen bis in die jüngsten Verästelungen nachzuspüren. Derartigen volkstümlichen Liedern ist nach Freiherrn von Erlach (1836) zunächst, wie erwähnt, Hoffmann von Fallersleben nachgegangen. Eine nach Form und Abfassungszeit geordnete zuverlässige Sammlung lieferte Gustav Wustmann: Als der Großvater die Großmutter nahm (Leipzig 1885, [4]1905), und John Meier veröffentlichte (Halle a. S. 1906) unter dem Titel „Kunstlieder im Volksmunde" ein mit sorgfältigsten Untersuchungen eingeleitetes Verzeichnis von 336 solchen Liedern, deren Verfasser bekannt, und von 231, deren Dichter damals noch unbekannt war. Immer wurde dabei das gesamte Verbreitungsgebiet berücksichtigt. Meier danken wir auch namentlich Einzelarbeiten auf diesem Felde (zuletzt: Volksliedstudien. Straßburg 1917).

Ehe wir auf die Fragen Antwort zu geben suchen, die sich für das Wesen des Volksliedes an die volkläufig gewordenen Kunstlieder knüpfen, sei noch einer zuweilen förderlichen, im ganzen jedoch rückschrittlichen Anschauung gedacht, die Eduard Roese, ein fleißiger Sammler ostpreußischer Spinnstubenlieder, vorträgt (Volkslied und volkstümliches Lied, Neue Jahrbücher 39 [1917], 35—60). Er widerspricht John Meier. Nach seiner Ansicht „scheiden Kinder und Städter, vor allem Großstädter, von vornherein als Träger des Volksliedes aus" (S. 39). „Das echte lebende Volkslied gehört nur dem kleinen kulturfernen Kreise innerhalb der niederen Schicht unseres Volkes an, den gläubigen Kindern im Geist. Wir sind die Bewußten, sie die Unbewußten" (S. 40). „Echte Volkslieder sind die im einfachen (Land-) Volke entstandenen und vererbten Lieder" (S. 46). Neben diesen werden die Kunstlieder im Volksmunde als „entlehnte Volkslieder" (ein unglücklicher Ausdruck!) gestellt (S. 53), die heutzutage die Mehrzahl der lebendigen Lieder des niederen Volkes ausmachen (S. 54). Von ihnen trennt nun Roese die „volkstümlichen Lieder". „Die entlehnten Volkslieder sind, ganz wie die echten, in der kulturfernen niederen Schicht des Volkes verbreitet, die volkstümlichen dagegen vor allem in der gebildeten großen Mittelschicht. Jene pflanzen sich, ganz wie die echten Volkslieder, ausschließlich durch

Tradition fort, diese dagegen zum Teil auch durch Tradition, ganz überwiegend jedoch durch Erlernung aus Büchern in Schule, Verein und Haus. Die volkstümlichen Lieder können, insofern ihre Kenntnis von den mittleren Volksschichten auch weiter bis ganz nach oben und nach unten ausstrahlt und insofern sie innerlich dem Gesamtgeist des Volkes entsprechen, als Gemeingut der Nation bezeichnet werden, die entlehnten Volkslieder dagegen entsprechen dem Geschmack des genannten niederen Volkes und sind dessen Sondergut. Diese sind wie alle Volkslieder in ihrem Wortlaut immer wechselnd, jene an ein Buch gebunden und im wesentlichen unveränderlich" (S. 55). Beider Kreise schneiden sich, aber sie decken sich bei weitem nicht. Die volkstümlichen Lieder sind Chorlieder, nicht Einzelgesänge. Wie paßt aber dazu Herders Wort, das Roese als das seinen Anschauungen am nächsten kommende (S. 41) anführt: „Volksgesang ist der ungelehrte Rundgesang (besser: Chorgesang) des Landvolks"? „Deutschland, Deutschland über alles ist kein Volkslied." Warum? „Das deutsche Volkslied kennt ja nur einen einzigen Strom, den Rhein" (S. 59). Also darf auch „die Bernauerin" nicht als Volkslied gelten? „Für das Volkslied muß im wesentlichen die alte Herdersche, durch Steinthal vertiefte Definition wieder zur Geltung kommen" (S. 60). Am Schlusse wird betont, daß für Deutschland die Zeit des Volksliedes aufhört und daß namentlich als Folge des Krieges selbst im Heere durch den starken Einfluß der Gebildeten das volkstümliche Lied seinen Platz einnimmt. „Aber da erweist dann eben das an Stelle des Volksliedes getretene edlere volkstümliche Lied seine hohe sittliche Kraft." Rühmenswert an der Arbeit sind die Beiträge zur Stilistik des Volksliedes. Auch wird man den Unterschied zwischen einem volkläufigen Kunstlied und einem aus Büchern gelernten Vaterlandslied, der jedem Forscher schon aufgefallen ist, mit vollem Recht kräftig betont finden. Eine besondere Art von volkstümlichen Liedern im Gegensatz zu entlehnten Volksliedern braucht deshalb nicht angenommen zu werden, denn offenbar handelt es sich nur um eine ganz kleine Gruppe, die durch ihren Inhalt (vaterländisches Hochgefühl) und durch den Gebrauch bei ungewöhnlichen Gelegenheiten, besonders aber durch Schule und Vereine eine Ausnahmestellung erhalten hat wie das Kirchenlied. Mit allzu großer Sicherheit

behauptet Roese: wenn „die Formel in ausgedehntem Maße, tief in die Handlung eindringend, das Lied durchzieht, besonders wenn sie in der ausgeprägten Gestalt eines Parallelismus auftritt", kann das Lied nicht ursprüngliche Kunstdichtung sein, die entlehnt worden ist. Gerade die folgende Betrachtung der volkläufigen Kunstlieder wird uns den Beweis erbringen, wie sehr bei dem Vorgang der Angleichung an den Volksgeschmack die festen Ausdrucksformen eine Rolle spielen. Es begreift sich von selbst, daß, je länger ein Lied, gleichviel welcher Herkunft, mündlich überliefert worden ist, es auch um so mehr Zeichen von solchen typischen Wandlungen an sich trägt; außerdem sind die echten Volkslieder auch die der gegenwärtigen seelischen Gesamtlage des Volksganzen am fernsten gerückten; auf sie trifft von Anfang an zu, daß sie, wie die alte Dichtung überhaupt, stark unter dem Einflusse der Formel stehen, man braucht nur A. Daurs Buch zu vergleichen.

Nicht anders als die sämtlichen Vertreter von Ansichten Pommers glaubt auch Roese mit dem Gefühl entscheiden zu können, was ein echtes Volkslied ist. Aber er bleibt damit auf dem nämlichen schwankenden Boden wie alle seine Genossen. So spricht er einmal von einem „unbekannten Lied auf den Tod der Königin Luise". Dieses Lied hat John Meier ZVfV 25 (1915), 166—173 nach sechs Fassungen, darunter zwei in leicht zugänglichen Sammlungen, ausführlich behandelt; mit vollem Recht läßt er bisweilen die Frage offen, was dem ursprünglichen Gedicht an Formelhaftem eigen war und was sich erst später hinzugesellt hat. Also selbst bei diesem Gesang eines Kriegsverletzten zur Drehorgel (diese Deutung Roeses leuchtet ein) kommen wir nicht ins Reine, wenn wir ihn in Roeses Sinne als echtes Volkslied ansehen wollen. Wer möchte bei der Tatsache, daß sich das Lied bereits im 3. Bande von E. Lemkes Werk „Volkstümliches in Ostpreußen" gedruckt findet, noch den Mut haben zu der Annahme, es läge nur mündliche Überlieferung ohne jede Buchquelle vor?

Kunstlieder im Volksmunde. Ein besonders lehrreiches Beispiel für die Wandlungen eines volkläufig gewordenen Kunstliedes hat John Meier bis ins einzelne verfolgt. Im „Vossischen Musenalmanach" von 1781 steht „Ein Mädchen holder Mienen" von Heinrich Wilhelm von Stamford (wiederholt bei Meier, Kunstlieder im Volksmunde S. XIX f.). In aller Kürze sei hier nur der Inhalt dieses Gedichtes wiedergegeben: Schön Ännchen sitzt im Garten und singt beim Spinnen, ihrer Arbeit froh. Ein junger, vornehmer Ritter kommt an sie heran und fragt: „So fleißig?" Er kann es nicht begreifen, daß sie mit Spinnen ihr Brot ver-

dienen will. Habe sie denn keine Eltern mehr? Sie verneint es und erklärt, welcher Segen auf der Arbeit ruht. Doch er rät ihr, das Spinnen zu lassen und sein eigen zu werden. Ein herrliches Leben warte ihrer im herrlichsten seiner Schlösser. Aber ihre Tugend siegt. Weil jedoch der Herr Ritter zum Geben aufgelegt sei, möge er seine Güte an dem durch Brand verarmten Nachbar bewähren. Daran denkt der Leichtfertige nun freilich nicht; er eilt hinweg. Es folgt die schöne Lehre:

Wenn von der Tugend Wegen, So fodert ihn zu Taten,
Wie böse Ritter pflegen, Die edles Herz verraten,
Euch Mädchen wer will ziehn; Nur auf, so wird er fliehn.

Nicht weniger als 24 Fassungen kennt und beurteilt Meier, dazu sind seitdem noch zahlreiche andere getreten. Allen ist gemeinsam, daß sie auf die Moral verzichten. Im übrigen lassen sich drei Hauptformen der Überlieferung unterscheiden: 1. an der fehlgeschlagenen Verführung wird festgehalten, wenn auch die überall auftretenden Verkürzungen zuweilen ganz beträchtlichen Umfang einnehmen; 2. dieser Grundgedanke fehlt, und das arg verstümmelte Lied trägt das Gepräge eines gut ablaufenden Werbeliedchens; 3. die Elternlosigkeit, die Verlassenheit des Mädchens bildet den alleinigen Gegenstand der Teilnahme. John Meier hat vortrefflich dargelegt, wie diese Stufen sich erklären. Sonderbar und nur durch die Melodie begreiflich erscheint es, wenn einzelne Fassungen sich an den Studentensang „Heraus, heraus ihr Klingen" anlehnen; für die dritte Form ist wegen der Ähnlichkeit der Lage des Mädchens Lossius' „An einem Fluß, der rauschend schoß" bedeutsam geworden. Zu den guten Beobachtungen können noch manche Nachträge gemacht werden. Da sei zunächst auf einen nicht unwichtigen Umstand die Aufmerksamkeit gelenkt. Immer zeigt sich das Streben, das Ganze in einer Situation darzustellen. So muß der Versuch, den Ritter zur Menschenfreundlichkeit zu bekehren, wegfallen, weil er die einfache Handlung unnötig in die Länge zieht. Nur ganz schwache Spuren davon tauchen noch auf. Eine einzige Überlieferung (Meier Nr. 11) bemüht sich recht ungeschickt, den Ritter sein unrühmliches Abenteuer selbst erzählen zu lassen. Roese würde dieses Ersetzen der dritten Person durch die des Sängers als Beweis besonderer Einfühlungskraft des unverbildeten Trägers einer echten Volksliedüberlieferung betrachten (a. a. O. S. 47 f.). Wenn in mehreren andern Formen das Mädchen seine Lage schildert, so kann es kommen, daß von dem Verführer überhaupt nicht mehr die Rede ist. Reine Rede und Gegenrede fast ohne epische Einführung bietet Nr. 10 aus der Mosel- und Saargegend, in ihrer Art eine echt volksmäßige Umgestaltung. Der Name des Mädchens entschwindet natürlich dann, wenn es von sich selbst berichtet. Sonst heißt es wie in der Urform „Schön Ännchen" oder „Schön Annchen" oder „Schön Hannchen", „Klein Hannchen", einmal „Klein Annchen", „Johanne", „Johannchen", „Schönes Heedgen", Chemnitzer Ferienkolonistinnen sangen mir „Ein Englein" (aus „Klein Ännlein"?)

vor. Fehlt der Name, so findet sich „ein Mädchen", „ein armes Mädchen", „ein kleines Mädchen", merkwürdigerweise (in Nr. 9, aus dem Elsaß) „ein adliges Mädchen". Hier dürfte die Anrede des Mannes, der sein Opfer durch Schmeichelei gewinnen möchte, eingewirkt haben. Der „Ritter" ist zumeist als solcher bewahrt, gelegentlich zu einem „Reiter" oder „Reuter" geworden, mehrmals zu einem „Herrn", in Dresden zu einem „jungen Königssohn", im Elsenztal zu einem „Grenadier" und in den Fassungen, die „Heraus, heraus ihr Klingen" verwenden, scheint an einen „Offizier" gedacht zu werden. Eigenartigen Schluß weist Meier Nr. 5 (Elsaß) auf; da gewinnt man nämlich den Eindruck, als ob Schön Annchen nachträglich Reue anwandle, dem lockenden Angebot nicht gefolgt zu sein (Was wird denn aus mir werden? Ein armes Bettelkind). Aus dem Eulengebirge stammt eine Form, die im ganzen den Charakter der dritten aufweist. Da wird die letzte Strophe nach Stamfords 15.:

Der Ritter, husch! im Wagen
Befahl davon zu jagen,
Und plötzlich war er fort

zu gutem Ausgang umgebogen. Wie Dresdner Kinder den Schluß singen:

Nun komm, du holdes Mägdelein,
Komm mit mir in mein Schloß hinein,
:,: Da woll'n m'r lustig sein :,:,

so heißt es hier:

Der Ritter stieg wohl in den Wagen, Schnell eilten sie davon, ja, ja,
Befahl davonzujagen; Schnell eilten sie davon.

Typische Umformung wird vielfach gleich dem Anfang zuteil, statt:

Ein Mädchen holder Mienen,
Schön Ännchen, saß im Grünen,

hört man wohl:

Schön Hannchen von der Mühle
Saß da und spann sich müde,

oder den Reim: Mühle : kühle (saß eines Abends kühle), angeredet wird sie „hübsche und du feine" (vgl. das Lied von den drei Grafen). Das Waisenkind sitzt „an einem Brunnenrand" oder „auf einem harten Stein", sie erklärt, sie

„spinne ein Geschmeide
Von Sammet und von Seide,
Von Silber und von Gold",

merkwürdiges Zusammenschweißen des Spinnens mit dem ursprünglichen Wortlaut:

Sollst gehn in lauter Seide,
Sollst tragen ein Geschmeide
Von Perlen und von Gold,

weil eben Sammet und Seide, Silber und Gold in der Volksdichtung zueinander gehören. In einigen Waisenliedern gibt es gar kein Spinnen

mehr. Es ist wirklich erlaubt, von einer natürlichen Auslese der Volksüberlieferung (Georg Schläger) zu sprechen. Das Lied ist übrigens auch zum Spielliede geworden, beinahe dramatisch führt man es auf, und den Schluß singt man in diesem Falle unter Reihentanzbewegung. Namentlich in dieser am meisten veränderten Überlieferungsschicht unterbrechen gern gesprochene Worte den Gesang.

Schon hierbei haben wir die Benutzung von fremdem Gut beobachtet. Es gibt eine Art von Strophen, die nirgends beheimatet zu sein scheinen, die, um Theodor Storms Ausdruck zu brauchen, „wie Mariengarn über Land fliegen". Das sind die sogenannten Wanderstrophen. So erhält das Lied vom grasenden Mädchen (ZrhwV 9 [1912], 116) den Eingang:

Ich weiß nicht, was mir fehlet, An allen meinen Leiden
Ich sterb' vor Ungeduld, War nur die Liebe schuld,

der eigentlich heißt: Mich fliehen alle Freuden usw. (Aus dem Singspiel „Die schöne Müllerin" [1793]; Wustmann, „Als der Großvater ..." S. 552); in die vogtländische Fassung der Ballade „Es war einmal eine Jüdin" fügt sich als zweites Gesätz recht passend ein:

Der Himmel ist so trübe, Denn jenen, den ich liebe,
Scheint weder Mond und Stern: Der ist so weit entfernt.

Die „Sehnsucht nach Oskar" von Goeckingk im Leipziger Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen aufs Jahr 1788 beginnt fast genau so. Otto Stückrath hat einige solcher Wanderstrophen im Euphorion 20 [1913], 8—38; 303—332 auf ihre Herkunft hin untersucht. Er macht auch wichtige allgemeine Bemerkungen. Gleichheit oder Gegensatz der Stimmung bietet den Anlaß zur Aufnahme, Gleichartigkeit des Vers- und Strophenbaues spielt eine geringere Rolle, entscheidend aber ist die Melodie. Merkwürdigerweise können solche Wanderstrophen weitere nach sich ziehen, ohne selbst dauernd im Gefüge des Liedes zu bleiben (John Meier, Volksliedstudien S. 20 Anm., S. 52 und 57).

Wie alles Eigenartige des bewußten Dichterkünstlers im Volksgesange ausgeschaltet wird, mag uns noch das Schicksal von Mörikes „Früh, wenn die Hähne krähn" im Kanton Basel beleuchten (Schweiz. A. 11 [1907], 12). Zeile 3 heißt es da: „eh' die Sterne schwinden", die zweite, betrachtende Strophe bleibt ganz weg, die dritte ist unversehrt erhalten, die letzte endlich bekommt einen

sehr verständlichen Sinn, der freilich von der ursprünglichen Schönheit der Verse kaum etwas ahnen läßt. Man vergleiche:

Träne auf Träne dann Stürzet hernieder; So kommt der Tag heran — O ging' er wieder!	und	Träne auf Träne rinnt Vom Aug' hernieder, Bis daß die Nacht beginnt. O käm' er wieder!

An Stelle der Trostlosigkeit ist eine wenigstens leise Hoffnung getreten.

Das „echte" Volkslied. Genau den Anforderungen, die Gustav Jungbauer vom neueren Volksliede verlangt, entspricht ein Stück Volksdichtung, das um 1870 geschaffen worden ist. Es lohnt sich wohl zu untersuchen, ob man es in der Überlieferung von Mund zu Munde anders behandelt als die erwähnten Fälle reiner Kunstpoesie. Den Anlaß zur Entstehung gab der freiwillige Tod eines Mädchens, das sich ohne Aussicht auf Ehe Mutter fühlte, und das Ereignis machte auf eine Frau Schlegel, Bäuerin aus Auerstedt, einen solchen Eindruck, daß sie es nach Bänkelsängerart auf die Weise von „Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen?" bedichtete. Nachdem Max Adler (ZVfV 11 [1901], 459 f.) auf dieses Lied, das er aus dem Geiseltal bei Merseburg kannte, einer Gegend, die dem Ursprungsorte nicht fernliegt, hingewiesen hatte, ist es den Volksliedforschern oft begegnet (vgl. z. B. Jungbauer, Volksdichtung aus dem Böhmerwalde S. 89 ff. [S. 89 lies: Kahle, Alemannia 33, 49 ff.]; Mitt. d. Vereins f. sächs. Volksk. 4 [1907], 192; Schles. Mitt. Heft 20 [1908], 90; Ernst H. H. John, Volkslieder und volkstümliche Lieder aus dem Erzgebirge, Annaberg 1909, S. 101; Grolimund, Volkslieder aus dem Aargau, Basel 1911, Nr. 37 und Anm.; Schremmer-Schönbrunn, Volkslieder aus dem Eulengebirge, Breslau 1912, S. 81; Alemannia 42, 49).

Beinahe überall wurde die Einleitungsstrophe getilgt; das Volkslied vermeidet überflüssige Einführungen, noch dazu, wenn sie im Tone des Bänkels gehalten sind. Wie wir aus dem besten Wortlaut ersehen, hat sich die Marie S. . . (den Namen bringt das Lied selbstverständlich nicht) zwischen Sulza und Kösen auf die Schienen gelegt. Die Örtlichkeiten änderte man: weder Sulza noch Kösen noch Naumburg waren den Hörern genügend vertraut. Statt „Naumburg" scheint zuerst „Hamburg" eingetreten zu sein, dieses zog durch Gedankenmechanismus „Bremen" zu sich. In einer Fassung aus dem Böhmerwald heißt es mit Nennung eines dort oft erwähnten Ortes: „Sie ging von Eger bis nach Bremen"; auch Eger wird wieder entstellt in „Etern" oder „Ecken"; in der Form

aus Schellerhau i. E. macht das Mädchen sogar den Weg von Leipzig nach Bremen. Eine Erinnerung an Kösen spiegelt noch das „Gesen" einer badischen Überlieferung wieder, im Murgtale hat man sich gar eine „Stadt Hessen" erfunden. Schulpforta („Von Sulza ging sie bis nach Kösen | Und bei Schulpforta auf die Bahn") vollends scheint ganz ausgemerzt worden zu sein. Wenn die Schlußstrophe einer der ältesten uns erreichbaren Formen den Gebetwunsch bringt (ähnlich im Erzgebirge):

Ach Gott, vergib ihr ihre Sünden,
Dieweil sie die Verzweiflung trieb,
Ihr war das Glück nicht mehr beschieden,
Ihr wollten Rosen nicht mehr blühn,

die Aargauer Gestalt, die gewiß vom Volksempfinden als etwas Künstlerischem zeugende Strophe bietet:

O Gott vergebe ihr die Sünde, :,: Das Schicksal hat sie so getrieben,
Weil aus Verzweiflung sie's vollführt, Die Rose hat ihr nie geblüht :,:,

so macht die eine böhmische Fassung den Wunsch zur Tatsache:

Gott der Herr vergab ihr ihre Sünden,
Weil sie es aus Verzweiflung tat.

Daß die Volkssänger und ihre aufmerksamen Lauscher durchaus nicht Sittenrichter sein wollen, darf immerhin als beachtlich gelten. Gern wird die Reue der allzu strengen Eltern betont. Freilich stehen neben manchem Rührenden, z. B. in der schlesischen Variante:

So leb' denn wohl, du Holde, Schöne,
Du siehst das Elternhaus nicht mehr.
Du hast die Rosen blühen sehen,
Du siehst sie nun und nimmermehr,

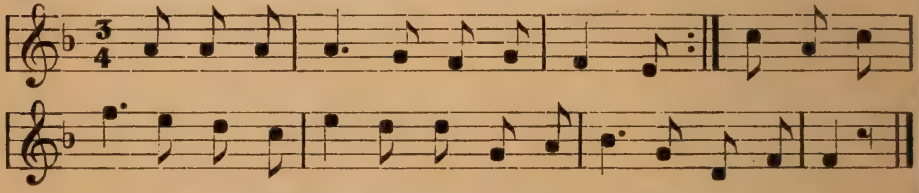
und der aus dem Murgtale:

Nun ruht sie aus in Gottes Frieden
Dort unter jenem Lindenbaum.
Ihr war das Glück noch nie beschieden,
Ihr war die Liebe nur ein Traum!

oder wenn wir die Tote eines ehrenden Begräbnisses gewürdigt finden, denn Jünglinge (im Urliede die Landesschüler) tragen und Jungfrauen geleiten sie zur letzten Ruhestätte, ärgste Geschmacklosigkeiten, die erst im Laufe der mündlichen Überlieferung hinzugekommen sind. Sogar die Sektion der Leiche wird erzählt (im Erzgebirge und in Böhmen, wohl auf niederösterreichische Quelle zurückweisend). Ein noch nicht völlig ausgebildetes Knäblein findet man, und wie auf der Puppenbühne gern ein doppeltes oder dreifaches Paradebett die Beschauer mit Genugtuung erfüllt, so sangen die Schellerhauer Spinnstubenmädchen:

Beide wurden aufgebahret
Wie eine Ros' im Gartenbeet,
Und dann aus Mitleid schön begraben,
Weil Jüngling (!) sie verführet haben,

unbekümmert darum, daß die Teilnahme für die Unglücklichen bedenklich schwindet, sobald wir nicht an Vertrauensseligkeit allein bei ihr mehr glauben können. Die leicht dem Ohr eingängige Melodie hat sicher die rasche Verbreitung begünstigt, doch kennen wir auch eine andere, die in der Schweiz mit den „Drei Rossen" in der Art verknüpft ist, daß sie den Anfang bildet, diese für die zweite Hälfte der Strophe dient. Vom psychologischen Standpunkte aus gebührt der im Eulengebirge aufgezeichneten Gestalt des Liedes der Vorzug vor allen andern:



1. Es war ein Mädchen, jung an Jahren,
Die liebte Männerschmeichelei,
Die hatte bei sich selbst erfahren,
Daß sie sollt' eine Mutter sein.

2. Bei Tag und Nacht rang sie die Hände,
Ach Gott, ach Gott! was fang' ich an?
Sie legt' das Haupt wohl auf die Schienen,
Grad' als der Zug von Würzburg kam.

3. Die Schaffner hatten sie gesehen,
Sie bremsten an mit voller Macht,
Jedoch der Zug, der blieb nicht stehen,
Ihr blutig Haupt rann in den Sand.

Hierin liegt wirklich ein Stück Tragik. Übrigens war nach den Erkundigungen Adlers der Verführer ein verheirateter Mann; Frau Schlegel hat, offenbar dem Volksempfinden entsprechend, auf die Tatsache keinen Wert gelegt oder sie absichtlich verschwiegen: jugendlicher Leidenschaft verzeiht man eben bereitwilliger.

Das Lied Stamfords ist beinahe hundert Jahre länger volkläufig als das eben betrachtete, kein Wunder, wenn die Veränderungen, die es erlitten hat, weit größer sind. Aber es dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß, abgesehen von dem an sich geschlosseneren Charakter des Liedes der Bäuerin Schlegel, der solche Wandlungen weniger begünstigt, im wesentlichen das eine wie das andere behandelt wird. Beobachten wir noch, wie sich eine

der beliebtesten Wanderstrophen in einer Fassung aus Handschuchsheim dem Vorgang anheftet, nämlich „Blaue Äuglein, blonde Haare / Die haben mich verrückt gemacht“ (vgl. dazu Stückraths Aufsatz im Euphorion 20), und wie diese Formel dann offenbar hier und in anderen Überlieferungen die beiden letzten Zeilen der Eingangsstrophe beeinflußt, so erkennen wir die allgemeinen Gesetze der Volkläufigkeit.

Schlußfolgerungen. In den meisten Fällen wird es sorgfältigster Forschung kaum möglich sein, den Schöpfer eines Volksliedes zu ermitteln; wo das aber gelingt, kommen wir, besonders bei den Kunstliedern im Volksmunde, aber selbst bei den nach Pommer, Dunger, Jungbauer, Roese als „echt“ bezeichneten Erzeugnissen, noch immer zu einer Gestalt, die irgendwelche persönliche Ausdrucksweise verrät; das eigentliche Leben des Liedes als Volkslied fängt immer — oft hat das John Meier gesagt — an, wenn es von den breitesten Schichten aufgenommen wird zu mündlicher Weitergabe. Steht auch Niederschrift oder Druck auf fliegenden Blättern, ja sogar in verbreiteten Liederheften, mitten in dieser Geschichte mündlicher Fortpflanzung, so mag die eine Form einmal etwas von kanonischer Schätzung erhalten, eine dauernde Beeinflussung ist damit noch immer nicht erwiesen. In dem alten Streitgedicht vom Wasser und Wein hat sich Brentanos Schlußwitz: „Sie wollten noch länger da streiten, — / Da mischte der Gastwirt die beiden“ keineswegs überall durchgesetzt. Bode (Die Bearbeitungen . . . S. 503) geht indes zu weit, wenn er sagt, er werde überhaupt nicht im Volke gesungen.

Lieder von Hermann Löns und von dem Obererzgebirgler Anton Günther beginnen, trotzdem sie vorläufig nicht eigentlich auf mündlichem Wege überliefert werden (Günther ist von Beruf Lithograph, er überträgt seine Gesänge auf den Stein, fertigt Bilder dazu an und verbreitet sie auf Postkarten), allmählich doch, freier behandelt zu werden. Die Sammlung „Der kleine Rosengarten“ in Bausch und Bogen zu verurteilen, wie das Roese tut, kann nur, wer auf verkehrten Voraussetzungen fußt. „Heute wollen wir ein Liedchen singen“ wird sicher ein Volkslied. Die schmucklosen, natürlichen, schwerlich einen einzigen eigenartigen Gedanken verarbeitenden Lieder Anton Günthers behagen jedem, der sie hört, und wenn der wackere Sänger, der nach einer Mittei-

lung an mich einige hundert Lieder kannte, bevor er sein erstes schuf, dem König von Sachsen auf dem Fichtelberg Wort und Weise eines seiner besten kleinen Werke vorsang, in dem die Wendung vorkommt: „Mit kän Kinig mecht ich tauschn, weil da drüm mei Heisl stiht", so hat er sich wohl selbst keinem Zweifel hingegeben, daß er aus empfindungsvollem Herzen nur ausströmen ließ, was Tausende seiner biederen, mit wenigem zufriedenen Volksgenossen längst bewegte und was in volkstümlicher, auch liedartiger Gestalt schon vielfach ausgesprochen war.

Das Soldatenlied. Gemeinsamkeit des Fühlens, Denkens und Wollens herrschte überall in deutschen Gauen zu Beginn des Weltkrieges. Das deutsche Soldatenlied wurde eine Macht. Viel ist über sein Wesen und seine Wirkung geschrieben worden; auf den reichsten Stoff und das tiefste Verständnis gründet sich John Meiers Büchlein „Das deutsche Soldatenlied im Felde", Straßburg 1916. Aus der sonstigen schon hoch aufgeschwellten Literatur wären etwa zu nennen: Hermann Tardel, Die Macht des Liedes im gegenwärtigen Kriege. Preuß. Jb. Bd. 166, S. 73—91; derselbe: Fremde Einflüsse im deutschen Soldatenlied. Die Neueren Sprachen 25 [1917], 285—297; H. R. Fleischmann, Das österreichische Soldatenlied im Kriege. Deutsche Arbeit, 17. Jahrgang, 5. Heft, S. 192—196; Otto Ebermann, Neue Kehrverse zu alten Soldatenliedern. ZVfV 25 [1915], 393—398; 26 [1916], 98; dazu die Untersuchungen über Gloria, Viktoria: Tardel in seinem Aufsatz Hess. Bl. 17 [1918], 1—14 nennt S. 6 f. weiteres; vgl. noch Fr. Warfelmann, ZfdU 30 [1916], 721 ff.

Meier zeigt, wie vieles aus älterer Zeit herrührt und nur für die gegenwärtigen Verhältnisse umgeändert wurde; er macht nach Otto Stückraths Vorgang auf das Umrhythmisieren der Lieder beim Marsche aufmerksam, gibt Beispiele für die beiden „Klischees", die immer wieder auftreten (1. der sterbende Krieger beauftragt einen Kameraden, die Seinen zu benachrichtigen, 2. Nebeneinander von Schlachtfeld und Heimat; in der Heimat wird die Ahnung vom Verluste eines Lieben zu innerer Gewißheit), und beantwortet wohl alle Fragen, die man stellen möchte. Über die Auswahl, die der Soldat aus dem deutschen Volksliederschatz trifft, und über seine Freude am Verballhornen sind noch Untersuchungen notwendig.

Auch beim Soldatenlied besitzt die oft geäußerte Behauptung, das Volk produziere nicht, sondern es reproduziere nur, ihre Gültigkeit. Freilich heißt dabei Reproduzieren nicht: einen lichtbildnerischen Ab

klatsch liefern, sondern Vorhandenes in eine halbwegs neue oder Neues in eine hergebrachte Form bringen.

Vierzeiler. Diese Tatsache erhellt am meisten, wenn wir die vielleicht ursprünglichste Art des Volksliedes, den Vierzeiler betrachten. Wir pflegen ihn Schnaderhüpfel zu nennen.

Der Lutherschüler und -lebensbeschreiber Johannes Mathesius hat uns Berichte über Tischreden des Reformators geschenkt (Ernst Kroker, Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung, Leipzig 1903). Da heißt es (wohl unter dem 14. Januar 1537) von dem Gottesmann: Dein cecinit:

„Ist der apfel rosen rodd, so ist ein würmlein drinnen;
Ist das meidlein seuberlich, so hat es krause sinnen."

Das ist ein ganz bekanntes Schnaderhüpfel, wohl der älteste Beweis für das Vorhandensein derartiger Kleindichtung. Demgegenüber sind Primus Lessiaks Beispiele (Zs. Das deutsche Volkslied 20 [1918], 1—4), die nur bis an die Wende des 17./18. Jahrhunderts hinaufreichen, ziemlich spät. Wie beliebt die Vierzeiler (Schnaderhüpfel = Schnitterhupf, Schnittertanz) schon vor 140 Jahren gewesen sind, möge ein Zeugnis von damals begründen. Der sogenannte Wiesenpater aus Ißmaning hielt am 3. Oktober 1779 eine Rosenkranzpredigt (Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Literaturen 75 [1886], 218 ff.). Darin redet er seinen Zuhörern tüchtig ins Gewissen: „Die heilige Beicht und den heiligen Rosenkranz laßt euch nicht nehmmen, liebe Christen! aber ihr habt halt nicht alle Tag Zeit, sagt ihr? nicht Zeit? aber Schniderhipfel, aber Sausangl könnts singen auf d' Nacht, mein! lasts den Pfiferling seyn, und bett's dafür einen Rosenkranz, dan der überwältigt d' Höllen-Schanz." (Vgl. im allgemeinen über diese Vierzeilerdichtung meine „Volkskundlichen Streifzüge" S. 104—127. Nachzutragen wären namentlich Anton Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark, Innsbruck 1881; Pogatschnigg-Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 1^2, Graz 1897; Adolf Strack, Hessische Vierzeiler. Hess. Bl. 1 [1902], 30—64; A. Kassel, Sprüchle [Schnaderhüpfeln] im elsässischen Volksmund. Straßburg 1912; Otto Schell, Bergische Vierzeiler ZfrhwD 12 [1915], 212—230; endlich das Hauptwerk: Curt Rotter, Der Schnaderhüpflrhythmus. Berlin 1912).

Sehr förderlich waren wieder Ausführungen John Meiers über volkstümliche und kunstmäßige Elemente in der Schnaderhüpfelpoesie, Beilage zur (Münchner) Allgemeinen Zeitung 1898 Nr. 226 = Kunstlied und Volkslied S. 43 ff. „Aus drei Wurzeln erwachsen in der Hauptsache die Schnaderhüpfeln: einmal werden sie von Angehörigen des Volkes gedichtet, weiter aber wird von zwei anderen Seiten her die Masse der Vierzeiler bereichert. Eine große Anzahl längerer „Volkslieder" wie Kunstlieder werden in den Landstrichen, in denen das Schnaderhüpfel dominiert, zu

Vierzeilern zerfasert; einzelne ihrer Strophen treten, vom Verband des ganzen Liedes vollständig losgelöst, als Schnaderhüpfel auf. . . . Ein dritter Teil der Vierzeilerpoesie ist rein kunstmäßigen Ursprungs . . . und dann später ins Volk übergegangen." Adolf Strack, dessen Standpunkt in der Volksliedfrage wir kennen, spricht sich Hess. Bl. 1, 57 ff. gegen diese Ansicht aus. Die Kunstdichter seien die Nachahmer des Volkes; an ein Zerfasern größerer Gedichte glaubt er kaum, vielmehr umgekehrt an ein Zusammenwachsen von Vierzeilern zu längeren Dichtungen, das sich allerdings öfters beobachten läßt, und endlich steht ihm fest: die Wurzel der Vierzeilergattung ist Massendichtung. Nun hat er allerdings recht, wenn er das innige Verhältnis von Geben und Nehmen zwischen Volksdichtung und Kunstdichtung betont; das aber gerade leugnet Meier durchaus nicht. Von Massendichtung als Grundsatz bei Kulturvölkern zu reden scheint aber bedenklich; die Fälle, in denen aus gehobener Stimmung an einer Tafelrunde ein Lied entsteht, sind zu seltene Annahmen. Die „Improvisation" bedient sich immer fester Formeln; bei den Vierzeilern wird sie fortdauernd geübt; in wahrhaft beglückendem Verhältnis steht da der einzelne zur Gesamtheit. Rosegger berichtet in dem Buche „Mein Weltleben", daß er, obwohl musikalisch ganz ungeschult, in seiner Jugend „zu vorhandenen Vierzeiligen ein paar sehr einfache Melodien gedichtet und fixiert" habe, die man heute noch in seinem Heimatsbereich singt (S. 420). Bald werden zarte Liebesempfindungen laut, oft mit dem so bezeichnenden Natureingang, der eine Parallele zur Stimmung zieht oder scharfen Gegensatz dazu bedeutet, bald Lebensfreude, bald Trotz in „Gegengsangeln", bald wehmütige Trauer — die Tonleiter ist unerschöpflich reich. Der Tanzboden, die Spinnstube, die törichter Eifer der Polizeibehörden immer wieder hat verbieten wollen, die Schenke, die Kaserne hallen wider von solchen Vierzeilern; keineswegs sind sie auf die Alpengegenden beschränkt, sondern zum mindesten bis in mitteldeutsche Landschaften hinein offenbaren sie ihre urwüchsig zeugende Kraft.

Überblick über die Arten des Volksliedes und ihre Verbreitung. Die Schnaderhüpfeln haben ihr äußerstes Gegenstück in den geistlichen Liedern und in jenen erzählenden Dichtungen, die man herkömmlich als Balladen bezeichnet. Geistliche Lieder, vor

allem Weihnachtslieder, ertönen mehr in katholischen als in protestantischen Gegenden, wo sie im ganzen durch das Kirchen- und Gesangbuchlied abgelöst sind. Unter den Balladen gibt es einige von ehrwürdigem Alter wie die von den Königskindern, die vom Grafen und der Magd und die von der Nonne (über die Melodien der letztgenannten Raimund Zoder ZVfV 28 [1908] 307 ff., 394 ff.). Neuere machen ihnen den Rang streitig; „Die Jüdin" z. B. verdrängt auf mitteldeutschem Boden die reine Gestalt der „Königskinder" derart, daß eine Mischform sich Raum verschafft.

Auf Schritt und Tritt werden wir so zu einer deutschen Volksliedgeographie geführt. Es ist jedem auffällig, wie gewisse Stoffe, Motive, auch Melodien in bestimmten Landschaften und Gauen trotz aller Freizügigkeit des Volksliedes eine Heimat gefunden haben. Diese Volksliedgeographie, zu der die „Volkskundlichen Streifzüge" einen allerersten mangelhaften Anfang machten, wird zweckmäßig erst unternommen, wenn das Deutsche Volksliedarchiv seine Sammeltätigkeit im wesentlichen beendet hat. Dankeswert ist natürlich schon jetzt die Arbeit von Paul Alpers, Untersuchungen über das alte niederdeutsche Volkslied. Göttinger Doktorschrift von 1911. Auch die Zusammenstellungen des Liederschatzes einzelner Orte, die erst in den letzten Jahren (seit 1900 etwa) gegeben worden sind, bieten reiche Aufschlüsse.

Zu den bekanntesten Balladen aus dem 19. Jahrhundert gehört die von der ertrunkenen Müllerstochter: „Meister Müller, tut mal sehen"; eine andere „Es ging einst ein verliebtes Paar im grünen Wald spazieren" ist von John Meier zum Gegenstand einer ungemein fesselnden Untersuchung gemacht worden (Volksliedstudien S. 107—167).

Ein Jüngling tötet ein Mädchen, mit dem er in engen Beziehungen ist, dann auch sich selbst, oder auch er stirbt an ihrer Leiche. Diese einfachste, aber sicher nicht ursprüngliche Fassung hat weit umfänglichere Vorläufer, aus denen deutlich hervorgeht, daß es sich eigentlich um eine Art Heiligenlegende handelt, vielleicht in Steiermark oder Kärnten entstanden. „Wir werden in unsrem Liede eine Darstellung haben, die dazu bestimmt war, etwa eine Wallfahrtskirche zu feiern und die bestehende Wallfahrt zu beleben" (S. 139).

Wenig kräftiges Persönlichkeitsgefühl eignet der deutschen Volksballade. Es herrscht viel leidvolle Verknüpfung, stark sittliche Überzeugung, oft gehoben durch schicksalsmäßige Züge. Wo die irdische Gerechtigkeit Schuld nicht sühnt, tut es der Tod, und ein tröstender Schimmer aus dem Jenseits verklärt das Geschehen

auf Erden. Das Leid des Mädchens, zumeist Liebesleid, tritt kräftiger hervor als das des Mannes. Häufig scheut man in der Neuzeit den tragischen Ausgang und biegt ihn zum sentimentalen um. Oft haben diese namentlich modernen sentimentalen Klänge die alten herben übertönt. Daß die Tragik auch bewußt herabgezogen wird, ersieht man aus den melodischen Entstellungen (Rudolf Angermann, Der Typus des Leidvollen in der deutschen Volksballade. Leipziger Doktorschrift 1911).

Um die Sammlung der historischen Volkslieder sind vor allem die Freiherren von Ditfurth und Rochus von Liliencron sowie August Hartmann verdient gewesen. Es ist keine leicht zu beantwortende Frage, wie man diese Widerspiegelung von geschichtlichen Ereignissen innerhalb der Volksdichtung bewerten soll. Allzuoft scheint das Kennzeichen wirklicher Volkläufigkeit zu fehlen; zumeist aus fliegenden Blättern zusammengetragen, bieten die zahlreichen Werke mit historischen Volksliedern nicht selten keine Gewähr für die Verbreitung ihres Inhaltes im Volke, und verhältnismäßig wenig von der ungeheuren Überlieferung mag jemals wirklich lebendig gewesen sein. Mehr als bei den anderen Gattungen des Volksliedes umgibt uns hier der Moderduft alter, selten betretener Räume. Soweit die Lieder unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse geschaffen worden sind, haben sie durch Einzelzüge und durch die Wiedergabe der ganz persönlichen Auffassung von den Dingen ihren hohen Wert. Einzelne Verherrlichungen der Taten von Volkslieblingen, die durchaus nicht immer sittlich hochstehen, sondern wie der Störtebeker und Gödeke Michael wegen der bei ihren Untaten bewiesenen Tapferkeit Bewunderer genug fanden, sind Jahrhunderte hindurch im Volksgesang erklungen. Eines der wenigen noch lebenden und im Kriege aufs neue geschätzten geschichtlichen Volkslieder, das vom Prinzen Eugen, kann als Musterbeispiel der ganzen Gattung dienen; Freiligrath hat mit dichterischer Einbildungskraft die Geschichte seiner Entstehung beschrieben. Friedrich der Große, die Königin Luise, Napoleon sind andere gern verherrlichte Gestalten aus der neueren Geschichte. Altes erhält neues Gewand, schon manchmal ist vermeintlich Neues als Umgestaltung von früher Vorhandenem erwiesen worden. „In Böhmen liegt ein Städtchen" stammt von der Schlacht bei Montebello

oder bei Magenta her, unbedenklich wurde es auf 1866 übertragen, wie ein 1866er Lied „Die Sonne sank im Westen" auch 1870 wieder zeitgemäß erschien. Ein bayrisches vom ersten Kanonier Prinz Luitpold (Bayr. Hefte für Volkskunde 1 [1914], 11—13) ist die Nachbildung eines offenbar französischen Liedes auf La Tour d'Auvergne, gefallen 1800 bei Neuburg a. d. Donau.

Die Hauptmasse unserer neueren Liedersammlungen machen wohl die Liebeslieder aus. Stände- und Berufslieder werden seltener. Das Soldatenlied besprachen wir schon, dem reich entwickelten Studentenlied, das unter anderen Bedingungen lebt als die meisten der sonstigen Volksliedgattungen, sind viele sorgfältige Untersuchungen gewidmet worden. (Vgl. z. B. Arthur Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit. Berlin 1899, mit Nachträgen im Euphorion 8, 9, 13. Ein kritisch-historisches Kommersbuch hat Max Friedländer Leipzig 1899 veröffentlicht, ein anderes: Deutsche Lieder, Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches[4], Freiburg 1918, Karl Reisert.

Um die Kenntnis des älteren Volksliedes, die Uhland und Hoffmann von Fallersleben wissenschaftlich vermittelten, erwarben sich große Verdienste Johannes Bolte (in einer langen Reihe von Aufsätzen und Besprechungen der ZVfV), Arthur Kopp, der mehrere ältere Sammlungen kundig in ihren kulturgeschichtlichen Zusammenhang rückte, der bereits vielerwähnte John Meier (Bergreihen, Halle a. S. 1892) und Karl Emil Blümml, der auch im 10. Heft von Wilhelm Uhls „Teutonia" (Leipzig 1910) die Literatur über das ältere deutsche Volkslied sorgfältig verzeichnete und z. B. im 6. und 7. Band der „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte" dem Motiv von der Grabeslilie mit Belesenheit nachspürte. Arbeiten zur Geschichte der Volksliedforschung in deutschen Landschaften gehören erst der letzten Zeit an: Paul Geiger, Volksliedinteresse und Volksliedforschung in der Schweiz vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1830 (Bern 1912) und Fritz Günther, Die schlesische Volksliedforschung. Breslau 1916 (= Wort und Brauch 13).

Nicht entfernt ist mit dieser kurzen Aufzählung von dem Reichtum des deutschen Volksliederschatzes ein genügender Begriff möglich geworden. Wer zu Otto Böckels trefflichem „Handbuch des

deutschen Volksliedes" (Marburg 1908), einer völligen Neubearbeitung von Vilmars „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes", oder zu Friedrich Arnolds nicht minder gediegenem zweibändigen Werk „Das deutsche Volkslied" (Prenzlau 1912) greift, wird eine Fülle von Anregungen erhalten. Warmherzig wie immer behandelt den Stoff J. W. Bruinier (ANuG 7). Begeisterung möchte er für deutsche Art erwecken; daß ihm sein Streben gelingt, zeigt die bereits 5. Auflage seiner Schrift. Boeckel, diesem aufrechten Vaterlandsfreunde, danken wir noch ein Hilfsbüchlein für den deutschen Unterricht „Das deutsche Volkslied" (Leipzig 1917).

Aus dem Volksliede aller Zeiten und Völker hat er die „Psychologie der Volksdichtung" ([2]Leipzig 1913) zu erfassen verstanden.

Zu wenig war in dem Überblick von der musikalischen Seite des Liedes die Rede. Es sei wenigstens auf zwei Arbeiten hingedeutet: Heinrich Rietsch, Zum Unterschied der älteren und neueren Volksweisen, Jahrbuch der Musikbibliothek Peters 1911, und Wilhelm Frings, Vom Musikalisch-Schönen im deutschen Volkslied. Bonn (Doktorschrift) 1916.

Wie der Nationalökonom Wilhelm Heinrich Riehl die Volkskunde hauptsächlich hat begründen helfen, so ist ein Nationalökonom, Karl Bücher, mit einer bahnbrechenden Untersuchung über die Entstehung des Volksliedes hervorgetreten. Sein Buch „Arbeit und Rhythmus" (Leipzig 1896, [4]1909) überraschte durch bewundernswerte Umsicht und eine großartig einfache Betrachtungsweise. Was bis dahin nur beiläufig geäußert worden war, die Überzeugung von dem innigsten Zusammenhang der Dichtung und Musik mit der menschlichen Arbeit, begründete Bücher glänzend. Diese Ansichten führte dann W. Anitschkoff selbständig weiter (Das rituelle Frühlingslied im Westen und bei den Slawen. 2 Teile. St. Petersburg 1903 und 1905). Für den des Russischen Unkundigen lieferte Ludwig Deubner im Archiv für Religionswissenschaft 9 (1906) und in den Neuen Jahrbüchern 19 (1907) Inhaltsangaben. Danach wirkt der Rhythmus auf den religiösen Brauch (den Ritus) ebenso anfeuernd wie auf den Gang der Arbeit. Wilhelm Uhl endlich hat das vielbesprochene „winileodes" aus Karls des Großen Kapitulare von 789 als gemeinsa-

mes Arbeitslied deuten wollen, allerdings ohne Erfolg (Winiliod = Teutonia 5, Leipzig 1908).

Mit dem Arbeitsliede haben auch viele Kinderlieder engste Berührung: Beschäftigung der Erwachsenen wurde nachgeahmt, Arbeit zum Spiele.

b) Kinderlied und Kinderspiel.

So sicher Schiller recht hat, wenn er „Thekla, eine Geisterstimme" mit den Worten schließt: „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel", so wenig recht haben die übergeistvollen Erklärer derartiger Erzeugnisse kindlicher Einbildungskraft, die überall Reste germanischen Götterglaubens wittern. Wohl führt das Kinderlied nicht selten ein Stück Altertum mit sich, das in diesem Falle durch lange Überlieferung unkenntlich geworden ist, vielleicht auch schon bei der Übernahme in Kindermund und Kinderhand mißverstanden und halb verblaßt war, aber muß es nun gerade germanischer Götterkult, germanisches Götterwesen, germanisch-heidnischer Brauch sein? Diese leidige Sucht mythologischer Auslegerei hat manche schöne, dankenswerte Sammlung deutscher Kinderpoesie mit einem sogenannten „wissenschaftlichen Apparat" ausgestattet, den wir heutzutage gern entbehren möchten. Selbst Frau Holle scheint im Kinderspiel nicht ursprünglich zu sein, sondern ist vermutlich aus dem Volksmärchen eingedrungen. Altertümliches enthalten die Reime und mimisch-dramatischen Darstellungen häufig genug, und wegen eigenartiger Übereinstimmung mit der Kinderdichtung verwandter Völker glaubt Samuel Singer ZVfV 13 [1903], 49—64; 167—179 (jetzt Vorträge und Aufsätze, Tübingen 1912), daß in ihnen zuweilen Überbleibsel indogermanischen Dämonenglaubens stecken. „Dämonenkultus, Feldarbeit, Liebesleben und Begräbniszeremonien" findet er darin wieder. Doch ist jüngste, tiefschürfende Untersuchung wesentlich vorsichtiger. Georg Schläger (Einige Grundfragen der Kinderspielforschung, ZVfV 27 [1917], 106—121) mustert die verschiedenen Ansichten über das Spiel von Kant bis Karl Groos und steht den Überlebseln im allgemeinen, den Kultgebräuchen im besonderen etwas ungläubig gegenüber; dafür weiß er die körperlich-seelischen Bedürfnisse, aus denen das Kind seine Spiele entwickelt, meisterhaft darzulegen und dem Schöp-

ferdrang, der schöpferischen Nachahmung den richtigen Platz anzuweisen. Wenn auch manches in den Kreisen der Erwachsenen außer Mode Gekommene, wie Volkstänze, Gesellschaftsspiele bei der Welt der Kleinen Heimatrecht erlangt hat, es ist umgestaltet, und anderes wieder müssen die Kinder ganz aus sich selbst erzeugt haben. Altgermanischen Rhythmus erlauschte Rudolf Hildebrands feines Ohr aus Verschen wie „Bauer, baue Kessel" (vgl. den Anhang zum zweiten Bändchen Oskar Dähnhardts „Volkstümliches aus Sachsen, gesammelt auf der Thomasschule", Leipzig 1898). Ein Beispiel statt vieler mag lehren, wie sehr es gilt, sich vor Trugschlüssen zu hüten. Wohl über ganz Deutschland verbreitet hat sich das Spiel von Dornröschen: „Dornröschen war ein schönes Kind." Das Märchen wird darin mit einer Anschaulichkeit und schlagenden Kürze dramatisch vorgeführt, die jedem Freunde solcher Kleindichtung Eindruck machen. Da hätten wir die Urverbindung von Poesie, Musik und Mimik, ein winziges rhythmisches Gesamtkunstwerk, und da wäre auch ein Beweis, daß der Siegfried-Brunhildemythus nicht bloß im Märchen fortdauert! Hier erfüllten sich die kühnsten Hoffnungen germanischer Mythenforscher glänzend, wäre nur das hübsche Spiellied nicht eine Schöpfung neuester Zeit! Wer hat sich nicht schon über „Mariechen saß auf einem Stein" geärgert, dieses Liedchen, das die Blaubartballade von Ulrich und Ännchen, wie sie Herder im ersten Bande seiner Volkslieder veröffentlichte (Max Adler, Volks- und Kinderlieder. Progr. Halle a. S. 1901, S. 5 ff.), erneuert, einen wahrhaftig für die Kinderwelt wenig geeigneten Stoff, und das — glücklicherweise ohne in seiner ganzen Grausamkeit erfaßt zu werden — mit der kindlichen Naturen eigenen Wiederholungsfreude in Dorf und Stadt ertönt, das sittliche Empfinden nachdenklicher Eltern und Erzieher beleidigend? Die scharf rhythmisierte Melodie läßt den, der sie nur einmal gehört, nicht so leicht wieder los. Ein besonnener Kinderfreund, der Dresdner Seminaroberlehrer Netsch, wollte dem Unfug ein Ende machen. Auf seinen Wunsch gestaltete eine Lehrerin, Frl. Margarete Löffler, das Spiellied um zu dem von Dornröschen. Das war vor etwa 30 Jahren (gütige Mitteilung des verstorbenen Professors Dr. Paul Hohlfeld in Dresden), und heute hat das Kunstgebilde seinen Weg durch alle deutschen Gaue genommen, freilich das

„Vorbild" noch immer nicht verdrängen können. Der Reim „Kaiser, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann" usw. dürfte wohl an die Totentänze erinnern. In „Buko von Halberstadt", das schon 1550 als alt empfunden wurde, steckt höchstwahrscheinlich nicht der Name des Bischofs, sondern Buhkuh, auch Mutschekuh = Herrgottskühchen (Schläger S. 275 bei Lewalter, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, in Hessen gesammelt. Kassel o. J.). Damit soll natürlich das Geschichtliche im Kinderliede nicht beiseite geschoben werden; Anklänge sind vorhanden an die Schwedenzeit, an die Kriege Napoleons, selbst das Neueste, Zeppelins Großtat und der Weltkrieg, wird besungen.

Grundsätzlich Kinderlied und Volkslied zu trennen, geht nicht an. Es sei an das früher besprochene „Ein Mädchen holder Mienen" erinnert. In manchem Teile Deutschlands dürfte es nur noch von Kindern gesungen und dargestellt werden. Aus dem Munde Erwachsener hat die Jugend solche Lieder aufgefangen, mit dem guten Gedächtnis, das dem Kindesalter eigen ist, festgehalten, und namentlich die Vierzeiler, die Schnaderhüpfel, sind auf solche Weise herabgestiegen zu den Unmündigen.

So gibt es in Friedersdorf (sächs. Lausitz) das Kinderverschen:

En schimmlichen Ochsen un e buckliche Kuh,
Die schenkt mir mei Vater, wenn'ch heiraten tu.

(Mitt. d. Vereins f. sächs. Volksk. 3 [1904], 223), das in Oppach die Form hat:

Ene bocklichte Ziege, ene bocklichte Kuh
Gibt mir mei Voter, wenn'ch heirot, derzu. (Ebd.)

Das sind Reime, die bereits in Nicolais Feynem kleynem Almanach auftreten. Brocken aus Operetten, aus Studentenliedern haben die Kinder aufgenommen, etwa „Tsching, tsching, Chinaman" oder „Lasset die feurigen Bomben erschallen", umgestaltet zu „Lasset den feurigen Bimbam erscheinen". Wenn die Jugend von heute „Es kommt ein Mann von Ninive" aufführt mit Bewegungen, die dem Kontretanz ähneln, so erfreut sie sich an einem alten Gesellschaftsspiel, dessen Wortlaut arg mißverstanden worden ist (Johannes Bolte ZVfV 4 [1894], 180; 6 [1896], 98), dem Spiel von den Nonnen und dem Bischof; „Ninive" wird wohl verstümmelt sein aus „Nonnenwörth", „Kaiser Fifilatus" (Pipilatus) aus „heißa! jubilate!", und nach der einleuchtenden Vermutung Singers ist das Ganze eine Brautwerbung (vgl. aber noch Schläger in der Anmerkung 276 zu Lewalter, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel).

Bei der Herübernahme aus den Kreisen der Erwachsenen werden die Melodien oft vereinfacht und vergröbert, zum mindesten

stellt sich dieses Ergebnis bei längerer Dauer der Überlieferung von Kindermund zu Kindermund ein.

Als Beispiel für eine offenbar recht alte Volksballade, die zum Kinderlied geworden ist, sei die vom Edelmann und der Schäferin genannt. Ich zeichne sie auf, wie ich sie im Jahre 1909 Chemnitzer Ferienkolonistinnen auf dem Jägerhause bei Schwarzenberg i. E. habe singen hören:

1. Ein Edelmann ritt zum Tor hinaus,
Da weidet die Schäf'rin ihr Lämmlein aus.
:,: Valeri, vallerá, valerállala :,:

2. Herr Edelmann zog sein Hütchen ab
Und bot der Schäferin guten Tag. :,: Valeri usw.

3. „Herr Edelmann, lassen's Ihr Hütchen stehn,
Ich bin ja nur 'ne Schäferin." :,: Valeri usw.

4. „Und wenn du auch 'ne Schäferin bist,
In Samt und Seide sollst du gehn." :,: Valeri usw.

5. „Was geht's den stolzen Edelmann an,
Wenn mir's mein Vater bezahlen kann?" :,: Valeri usw.

6. „Potztausend, Mädel, bring' mich nicht in Zorn,
Ich lass' dich werfen in Distel und Dorn!" :,: Valeri usw.

7. „Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben,
Ich will Ihn' tausend Taler geben." :,: Valeri usw.

8. „Tausend Taler sind für mich kein Geld,
Und du mußt sterben, wie mir's gefällt." :,: Valeri usw.

9. „Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben,
Ich will Ihn' auch mein Söhnlein geben." :,: Valeri usw.

10. „Und Ihren Sohn, den brauch' ich nicht,
Er ist für mich ein Taugenichts." :,; Valeri usw.

11. „Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben,
Ich will Ihn' auch mein Lämmlein geben." :,: Valeri usw.

12. „Und weil ich von dir scheiden muß,
So geb' ich dir den Abschiedskuß." :,: Valeri usw.

Lewalter-Schläger Nr. 245 bieten einen Wortlaut, der nicht so unsinnig ist. Die erste beachtliche Abweichung steht im 4. Gesätz:

„Bist du auch 'ne arme Schäferin,
Wie kannst du in Sammet und Seide gehn?"

und ebenso ist 5) bezeichnend:

„Was geht es den lumpigen Edelmann an?
Wenn's nur mein Vater bezahlen kann!"

6) weicht unwesentlich ab. Der Schluß, der doch keiner mit wirklicher Lösung genannt werden kann, heißt:

„Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben,
Ich will' Ihnen all' meine Lämmlein geben."

„All' deine Lämmlein mag ich nicht,
Sie sind mir viel zu widerlich."

„Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben,
Ich will Ihnen tausend Taler geben."

„Tausend Taler sind für mich kein Geld,
Und du mußt sterben, wenn mir's gefällt."

Der lustige Kehrreim paßt schlecht zu dem ernsten Inhalt, ist aber wohl ein Beweis für die lange Überlieferung im Kindermunde. Lewalters Text besitzt noch den Vorzug einer gewissen Geschlossenheit, dagegen scheint in dem Chemnitzer alles außer Rand und Band zu sein. Wie sinnlos, daß sich an die Ballade der gar nicht zu ihr stimmende Kinderreim anfügt!

Die ursprüngliche Ballade handelte offenbar nicht von Edelmann und Schäferin, sondern von Edelmann und Schäfer. Edelmann und Schäferin kann nur eine Nachbildung sein. Vollkommen klar ist, was beispielsweise Richard Andrees Braunschweiger Volkskunde[1] 352 f. bietet. Der Schäfer treibt seine Herde vor dem Hause des Edelmanns vorbei. Dieser begrüßt ihn. Das muß auffallen, denn die Schäfer gehörten zu den unehrlichen Leuten. Der Schäfer hält denn auch den Gruß für Hohn, zum wenigsten für unangebracht. Da wundert sich der andere, warum denn der Schäfersohn in Samt und Seide umhergehe, und jener erklärt protzig: „Wat geit dat son smärigen edelmann an, wenn't man mîn vâder betâlen kann?" Der Edelmann, über dieses Auftreten empört, läßt den Frechling in den Turm werfen. Flehentlich bittet dieser um sein Leben: erst verspricht er dem Bedränger hundert Schafe, dann die ganze Herde, endlich tritt der Edelmann mit dem Gedanken hervor, der ihn gewiß angesichts des prächtig gekleideten jungen Mannes zu seinem Benehmen führte: er will die Todesangst des Gefangenen ausnützen, seiner Tochter einen Gatten verschaffen und außerdem seiner Armut aufhelfen: Wenn du mir deine ganze Herde gibst, sollst du meine Tochter zum Weibe haben.

„Dîne dochter taun wîwe, de mag ik nich,
Denn et is ne haure, dat wett de edelmann noch nich."

Aber jener höhnt:

„Wenn mîne dochter keine haure wäre,
Woll ik se saunen ruppigen schâper nich gêwen."

Ein Stück sozialer Welt tut sich auf: der heruntergekommene Adlige, der sich doch als Vertreter einer höheren Schicht fühlt und benimmt und, obwohl den Sohn eines unehrlichen Mannes tief verachtend, seine entehrte, also in ihren Kreisen unmöglich gewordene Tochter noch leidlich bei ihm versorgen will; auf der andern Seite der Stolz des Emporkömmlings. Hier haben wir eine echte Volksballade mit starken Gegensätzen, fast ganz in Rede und Gegenrede. Auf Edelmann und Schäferin übertragen, verliert sie viel von ihrem Reiz. Im Kindermunde zeigt die

Chemnitzer Form eine Art Verführungslied. Als Preis für den Liebesgenuß bietet der Adlige der Schäferin prächtige Gewänder an; er benimmt sich, um ihre Gunst zu erlangen, ungemein höflich. Doch diese Aussicht macht auf die Schäferin keinen Eindruck, da ihr Vater selbst Geld genug besitzt, um ihr solche Wünsche zu gewähren. Die Steigerung: tausend Taler → Söhnlein → Lämmlein, so wenig sie in den Zusammenhang passen mag — denn ein „lumpiger Edelmann" (Kasseler Fassung) wäre damit gewiß höchlichst als Lösegeld zufrieden und das Anbieten des Söhnleins verrät eine unnatürliche Mutter — ist für die Wertschätzung der Haustiere gewiß bezeichnend.

„Auf den Sinn", sagt ein guter Kenner der Kinderdichtung, Curt Müller in Löbau i. S., der sich als Sammler namentlich in der sächsischen Oberlausitz hervorgetan hat und mit Unterstützung des Vereins für sächsische Volkskunde ein umfängliches Werk aller solcher lebenden Lieder und Spiele herauszugeben gedenkt, „kommt es der Kinderwelt in erster Linie . . . gar nicht an, Reim und Rhythmus und bloßer Wortklang erregen ihnen primitive ästhetische Gefühle. Die Mehrheit dieser Reime gehört zu den ‚produktiven Hörspielen', wie sie Groos . . . nennt, deren Wiederholung sinnloser Lautfolgen oder auch sinnloser Wörter und Sätze das auf naiver Stufe ebenso wie auf höherer vorhandene Verlangen nach Befriedigung der motorischen und sensorischen Apparate stark erfüllt" (Mitt. d. Vereins für sächs. Volksk. 3 [1904], 256).

Es ist recht gut möglich, die meisten dieser Reimereien in den Abschnitten über Glauben und Brauch unterzubringen, wenn man einmal das menschliche Leben von der Geburt bis zum Tode und zum andern im Kreislaufe des Jahres schildert. Eine breitere Darstellung der Volkskunde würde so verfahren. Hier sei nur aufmerksam gemacht auf einige Grundsätze der nicht leichten Anordnung, wie sie sich bei der Bearbeitung des gesammelten Stoffes als brauchbar erwiesen haben. Im ganzen wird man am besten Richard Wossidlo als Führer nehmen: Kinderwartung und Kinderzucht = Mecklenburgische Volksüberlieferungen Band 3, Wismar 1906. Der Plan Franz Magnus Böhmes in der bisher vollständigsten Sammlung „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel" (Leipzig 1897), liegt einem Fragebogen zugrunde, der dem Jahrgang 6 (1907) der Hess. Bl. beigefügt ist. Curt Müller nimmt in seinem Aufrufe Mitt. d. Vereins f. sächs. Volksk. 4 (1906), 68 f. die nachstehenden Abteilungen an, die einen Begriff verschaffen von dem weiten Umfang des Gebietes: A. Reime und Lieder. B. Kinderspiele, besondere Reigenlieder. In A unterscheidet er z. T. nach der Entwicklung: 1. Schlummer- und Wiegenlieder. 2. Kose- und Ammenreime. 3. Zuchtreime. 4. Gebete. 5. Allerlei Reime aus der Kinderstube und von der Gasse. 6. Kleine Geschichten. 7. Ket-

tenreime, Kinderpredigten, Lügenmärchen, Zählgeschichten. 8. Klangspiele, Sprachscherze, Zungenübungen, Lautausdeutungen (Glocken- und Tiersprache, Webergeräusch). 9. Verkehr mit der Natur (Grußlieder an Tiere, Maikäfer usw., Beerenlieder, Lieder beim Pfeifenklopfen). 10. Spott- und Neckreime (Namenreime, Spott gegen manche Stände, der Orte untereinander, der Bauern im Dorfe). 11. Hirtenlieder (Kuhreigen). 12. Tschumperliedl, Tanzlieder. 13. Auszählreime fürs Spiel. 14. Rätsel. 15. Aus der Schule (Buchstabierscherze, Bücherreime). 16. Bettel- und Festreime (Fastnacht, Gründonnerstag, Todaustreiben, Weihnachten, Hohes Neujahr, Kuchensingen, Schweineschlachten, Wurstgrunzen usw.). 17. Parodistische Volksreime, Gassenhauerreste, Arbeitslieder, spruchartige Reime.

Die schwer zu übersehende Literatur sucht K. Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1908, vollständig zu verzeichnen; sieh auch Lewalter-Schläger.

Eine vergleichende Betrachtung der Lied- und Spielformen wird landschaftliche Unterschiede bemerken und zu ergründen suchen. In der Schweiz z. B. scheinen die Bastlöserreime, d. h. die Reime beim Pfeifchenschneiden, nicht aufzutreten (Adolf Strack, Hess. Bl. 1 [1902], 167). Laternenlieder, wie sie zwischen Hamburg und Lübeck vorkommen, kennt Mitteldeutschland nicht.

Auch der Anteil deutscher Gaue an der Kinderliedsammlung und Forschung ist recht ungleich. Am frühesten zeigte die Schweiz Verständnis: 1857 erschien das wichtige Buch von Rochholz (Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel), zugleich veröffentlichte Albert Brenner Baslerische Kinder- und Volksreime, aus der mündlichen Überlieferung gesammelt, ohne seinen Namen zu nennen. In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts machte sich Hermann Dunger um die Kenntnis vogtländischen Volksgutes verdient. Später nahmen in Sachsen vor allem Oskar Dähnhardt und Curt Müller die Arbeit erfolgreich auf, denen sich jüngst M. Georg Winter mit seinen in Leipzig zusammengetragenen 125 Spielliedern „Ringel, Ringel, Rosenkranz" (Leipzig 1913) hinzugesellte. In Hessen, in Bayern und in der Schweiz, auch in Braunschweig, Mecklenburg, Hamburg und Lübeck wurde eifrig gesammelt. Fräulein Gertrud Züricher, einer Berner Lehrerin, danken wir eine schätzenswerte Sammlung „Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern" (1902), aus der sich fesselnde Proben von Mischung deutscher und französischer Bestandteile ermitteln lassen, wie denn überhaupt in der Kinderpoesie vor allem der Sprachgrenzgebiete sich ein Durcheinander von Heimischem und Fremdem offenbart. Auch ganze Gebilde werden aus anderen Sprachen entlehnt. Das französische „Sur le pont d'Avignon tout le monde passe" usw. findet in Hamburg ein deutsches Seitenstück: „Auf der Brück' von Abeljon."

Gerade auf dem Felde des Kinderliedes und -spieles hat pädagogischer Eifer namentlich Fröbels und seiner Schüler im ein-

zelnen vielleicht fruchtbringend, im ganzen sicher schädlich gewirkt und eine Unmasse fader Reimereien geschaffen, die wohl Spielschulentanten befriedigen mögen, nimmer aber das kindliche Gemüt und die kindliche Phantasie. Es ist eine der schwierigsten, bis jetzt noch kaum planvoll in Angriff genommenen Aufgaben, das dem Volke Entsprungene, gewissermaßen organisch Erwachsene von dem künstlich Zurechtgemachten zu scheiden. Mehr als bisher müssen die zahlreichen Spielbücher wohlmeinender, doch mit der Kinderseele zu wenig vertrauter Erzieher und Erzieherinnen untersucht und muß deren Einfluß auf das echte Kinderlied und Kinderspiel nachgegangen werden. Niemand unter den Lebenden wäre dazu mehr berufen als Georg Schläger, der seine reichen Kenntnisse oft bewiesen hat und von dem wir eine grundrißartige Darstellung zu erhoffen haben. Es wird sich dann auch zeigen, daß natürliches Gefühl alles nicht volksmäßig Empfundene im Sinne der Auslesetheorie beiseite schiebt oder wenigstens kindermundgerecht macht. Ein hübsches Beispiel aus der Sammlung von Fritz Jöde „Ringel, Rangel, Rosenkranz" (Leipzig 1913) mag diesen Abschnitt beschließen. Eine Umbildung von Friedrich Fröbels „Das ist der Vater lieb und gut" steht dort unter Nr. 131. Die Änderungen betreffen im wesentlichen die beiden letzten Zeilen, wo es statt „Und das ist das Kindchen noch klein und zart / Und dies die Familie von guter Art" bei Hamburger Kindern heißt: „Das ist das Brüderlein klein / Und das soll die ganze Familie sein".

c) Das Volksschauspiel.

Als Karl Mathy, der badische Staatsmann, dessen Lebensbild uns Gustav Freytag mit liebevollem Verständnis gezeichnet hat, die kurze Zeit seines Lehrerdaseins in dem solothurnischen Orte Grenchen beschreibt, gedenkt er mit stolzer Freude eines schönen Erfolges. Zu Ostern 1838 war er in sein Amt eingetreten, und nicht viel mehr als drei Halbjahre hatte er es mit Umsicht und Tatkraft geführt, da wurde ihm ein unzweideutiger Beweis des Vertrauens gegeben. Einige seiner älteren Schüler baten ihn, er möge mit ihnen ein „großes Spiel" einüben (Karl Mathy, Aus dem Leben eines Schullehrers. Wiesbadener Volksbücher Nr. 49,

S. 25 ff.). Ein seit mindestens 40 Jahren eingeschlafener Brauch sollte wiedererweckt werden. Damals hatte man zuletzt die „Genoveva" dargestellt, und es gelang, einen alten Mann aufzufinden, der einst die Rolle der Jungfrau Maria innegehabt hatte. Die Erinnerung an dieses Stück bei dem Greise knüpfte sich namentlich an allerhand gymnastische Glanzleistungen und an einen stattlichen Aufzug mit Pferden. „Auf meine Frage", fährt Mathy fort, „ob denn nicht auch gesprochen worden sei, und ob ihm nicht irgendeine Stelle im Gedächtnisse geblieben, die er mir vorsagen könne, hob der Alte an zu deklamieren, anderthalb Töne über der natürlichen Stimmlage, singend, skandierend, mit einförmigem, gehacktem Rhythmus und Tonfall. Sicher war diese Art des Vortrages die uralt überlieferte, und die Rede bei jenen Darstellungen Nebensache, die Sprünge, Ringkämpfe und Leibesübungen Hauptsache gewesen." Mathy unterstützte den Wunsch seiner Schüler und brachte das vaterländische Trauerspiel „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich" in Vorschlag. In einem freien Verein wurden, nachdem die Wahl gebilligt worden war, die Rollen verteilt. Unter den Bewerbern entschied Abstimmung. Es kann hier nicht genauer auf die weiteren Vorbereitungen des wohlgelungenen Versuches eingegangen werden.

Aus verschiedensten Gründen ist Mathys anschauliche Schilderung beachtenswert. Ähnlich wie in Grenchen sind bis auf unsere Tage Volksschauspiele Glanzpunkte in der Ortsgeschichte, ähnlich wie in diesem Falle ragen altgewohnte darstellerische Sitten bis in die Gegenwart herein, ähnlich wie hier bedarf es vielfach nur des geschickten Bemühens eines Schulmeisters, um so Erfreuliches zustande zu bringen.

Die Schweizer haben seit alters Freude an Volksschauspielen empfunden und ihr Bestes getan, um solche Darbietungen würdig, ja prunkvoll zu gestalten. Den Luzernern werden ihre Oster- und Heiligenspiele seit der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts und namentlich unter ihrem Meister Renward Cysat in der Geschichte des Theaters nie vergessen werden. Alle Tellenspiele haben entschieden viel beigetragen, Heimatliebe zu fördern, und als Schillers Werk erschien, das schwerlich an diese dramatische Überlieferung anknüpft, hat sich auch daran die Spielfreude von Schweizern aller Stände erprobt. Mit welch offenbarem Behagen malt

doch Gottfried Keller im „Grünen Heinrich" das Bild einer Tellaufführung im Freien!

Dieses Stück Volkskunst zu betrachten, ist sehr reizvoll. Wir entdecken, daß ein natürlicher Trieb zu dramatischer Betätigung tief im Volksgemüte wurzelt, und wie die Kinder kleine mimische Spiellieder ins Werk setzen, so liebt es der gemeine Mann, als dienendes Glied eines Ganzen, das wir immerhin ein Gesamtkunstwerk nennen dürfen, sich seiner darstellerischen Anlagen und Neigungen bewußt zu werden. Der feindselige Gegensatz, in den die Kirche oft zu solchen Aufführungen getreten ist, hat wohl Verbote erreicht, auf die Dauer jedoch den Spielen nicht schaden können; und wie das Drama des Mittelalters aus dem Gottesdienst erwuchs und von der Priesterschaft noch lange betreut wurde, als es aus den Gotteshäusern auf Märkte und öffentliche Plätze seinen Schauplatz verlegt hatte, so versucht auch die Geistlichkeit wieder, die dramatischen Darstellungen zu leiten, damit sie dem Ansehen kirchlicher Satzungen und Bräuche nicht schaden, sondern Predigt und Seelsorge unterstützen helfen.

Die Passionsspiele zu Oberammergau, zu Höritz im Böhmerwalde, zu Selzach im Kanton Solothurn und an manchen anderen Orten vermitteln den aus Nah und Fern zuströmenden Besuchern nur ein unvollkommenes Bild von solcher dramatischer Volkskunst. Es sind nicht mehr altehrwürdige, unbeholfene Spielterte, die verwendet werden, und es ist auch nicht mehr der einfache Rahmen, in dem die Stücke sich zeigen; die höhere Kunst hat an den Aufführungen viel Anteil, doch mögen letzte Reste ursprünglicher Übung dem Kundigen auch darin nicht verborgen bleiben. Die Sitte, „den Passion" zu spielen, geht nicht selten auf ein Gelübde in schwerer Zeit zurück, so auch bei den Oberammergauern, und wenn dieses Gelübde Darstellungsfolgen der Leidensgeschichte des Herrn in bestimmten Fristen, etwa aller fünf, sieben oder zehn Jahre vorsah, so war kluge Überlegung am Werke: die immerhin beträchtlichen Kosten wie die Vorbereitungen mußten auf einen größeren Zeitraum verteilt werden, außerdem war ein stärkerer Zulauf nur zu erwarten, wenn die Aufführungen nichts allzu Häufiges wurden, endlich galt es Rücksicht zu nehmen auf den bürgerlichen Beruf und Erwerb der Darsteller.

Oft erhalten wir nur noch aus Akten über Erlaubnis und Verbot, ja aus halb sagenhaften Berichten Kunde von einstiger mehr oder minder regelmäßiger Spieltätigkeit. Der Wortlaut der Stücke reicht in seltenen Fällen teilweise bis ins Mittelalter zurück, dagegen hat das Wirken des Nürnbergers Hans Sachs noch viele Spuren hinterlassen. Den Meistersingern und den Zünften danken wir die Pflege eines volkstümlichen Dramas. Aus einem Meistersingerdrama, aus Sebastian Wilds „Passion und Auferstehung Christi", das, wie Johannes Bolte gezeigt hat, durch des Oxforders N. Grimoald „Christus redivivus" beeinflußt wurde (Archiv f. d. Studien der neueren Sprachen und Literaturen 105, 1 ff.), in Verbindung mit dem Augsburger Passion von St. Ulrich und Afra setzt sich auch der älteste Text des Oberammergauer Passionsspiels zusammen (August Hartmann, Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt ... Leipzig 1880; vgl. auch die anziehende Schrift von Karl Trautmann, Oberammergau und sein Passionsspiel, Bamberg 1890).

Eine rasche Übersicht über die wichtigsten Arten der Volksdramen möge den Stoffkreis einigermaßen vergegenwärtigen! Begonnen sei mit den geistlichen Spielen. Die Erschaffung des ersten Menschenpaares und die Verjagung Adams und Evas aus dem Paradiese bildet nach mittelalterlicher Ansicht den Eingang zu dem großen Drama des Menschengeschlechts. Man nennt die Stücke Paradeisspiele. Die noch vorhandenen sind nicht zahlreich, doch finden sie sich vom Elsaß bis nach deutschen Siedlungen Ungarns hinein. Hans Sachsens „Tragedia von schöpfung, fal und austreibung Ade aus dem paradeyß" (1548), eigentlich nur die Übersetzung des „Protoplastus" von seinem Zeitgenossen Hieronymus Ziegler, gibt neben der farbenreichen Erzählung des Kapuzinerpaters Martin von Cochem über das Leben Jesu (1680 bzw. 1682) die Quelle ab. (Carl Klimke, Das volkstümliche Paradiesspiel. Germanistische Abhandlungen 19 [Breslau 1902]. Peter Rosegger berichtet (Das Volksleben in Steiermark, Ausgabe Leipzig 1905, S. 145) aus seiner Heimat: „Vor Zeiten sollen nach dem Hochzeitsmahl dramatische Szenen aufgeführt worden sein, besonders erzählen alte Leute noch gern von dem ‚Paradeisspiel', in welchem die Erschaffung der Eva aus der Rippe des Adam, der Sündenfall und die Austreibung aus dem Paradiese

bildlich dargestellt wurde." Gern verbinden sich damit die Auftritte der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit vor Gottes Thron und ein Ausblick auf die Erlösung.

Viel weiter verbreitet, in protestantischen wie in katholischen Gegenden, und reicher gestaltet zeigen sich die Weihnachtsspiele.

Karl Weinhold hat zuerst den Blick der Forscher auf sie gelenkt (Weihnachtsspiele und -Lieder in Süddeutschland und Schlesien, Gräz 1853). Die Weihnachtsspiele bei den Deutschen in Ungarn behandelte dann Karl Julius Schröer (Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungern, Wien 1858 bzw. 1862). 1861 veröffentlichte Gustav Mosen, ein Bruder des vogtländischen Dichters, ein sorgfältiges Zwickauer Gymnasialprogramm: Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge. Auf Oberbayern und Österreich-Ungarn beziehen sich die trefflichen Ausgaben und Untersuchungen von August Hartmann über Weihnachtslied und -Spiel in Oberbayern, München 1875, und dessen alle Gattungen des Volksdramas umfassende „Volksschauspiele. In Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt", Leipzig 1880. Oberösterreichische und Tiroler Fassungen wurden von W. Pailler (Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol, 2 Bände, Innsbruck 1883), steirische von Anton Schlossar (Deutsche Volksschauspiele in Steiermark gesammelt, 1. Band, Halle a. S. 1891); eines aus dem Böhmerwalde, das „Christkindl-Spiel", von J. J. Ammann veröffentlicht (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde II 1, Prag 1898), hat in Adalbert Jungbauer (Das Weihnachtspiel des Böhmerwaldes, in den ebengenannten Beiträgen III 2, Prag 1911) den gewissenhaftesten Behandler gefunden. Abgesehen von einzelnen Texten in Büchern (so bei J. B. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark, Wien 1915) und Zeitschriften, z. B. einem Weihnachtsspiel aus dem Salzkammergute (Johannes Bolte, ZVfV 18 [1908], 129—150), ist nur noch eine wertvolle Arbeit auf diesem Felde zu erwähnen: Die schlesischen Weihnachtsspiele von Friedrich Vogt (Leipzig 1901), ein Werk, das in musterhafter Weise die gesamte Weihnachtsspielüberlieferung nach ihren Ursprüngen und ihrer Verbreitung untersucht.

Von den eigentlichen Weihnachtsspielen, die sich mehr oder weniger eng an die biblische Überlieferung der Geburtsgeschichte Christi und an Berichte über Jesu Kindheit aus Bibel und apokryphem Kindheitsevangelium anschließen, sind die Adventspiele zu trennen. Ihr Ursprung ist zweifellos Mitteldeutschland, und sie sind wenig nach Süden hin verbreitet, fast gar nicht nach dem deutschen Norden. Eine Ausnahme bildet ein Waldecker Stück (Vogt a. a. O. S. 71 f.), das aber aus Obersachsen stammen dürfte, eine andere ein ostpreußisches (ZVfV 25 [1915], 398 bis 400), offenbar ebenfalls erst eingewandert. Das Adventspiel schil-

dert die Einkehr Christi und des heiligen Petrus oder des heiligen Andreas, auch des heiligen Martin oder Nikolaus in den Häusern; sie kommen, um sich über das Verhalten der Kinder Auskunft zu verschaffen und sie zu examinieren. Entstehung aus alten Nikolausspielen ist wahrscheinlich, doch haben sicher heidnische Umzüge zur Weihnachtszeit (daher die Gestalt des Knecht Ruprecht) ihre Spuren hinterlassen (Vogt 88 ff.). Das Land, in dem der Kleine Katechismus entstand, dürfte den Ausgangspunkt für diese Befragungen gebildet haben.

Bei den eigentlichen Weihnachtsspielen können wir eine allmähliche Weiterbildung mittelalterlicher Formen wahrnehmen. Aus bescheidenen Anfängen dehnen sie sich, immer neue Szenen in sich schließend, zu zeitlich und räumlich großem Umfang aus. Es wächst an sie die Darstellung der Verkündigung Mariä ebenso an, wie in der Bibel nur kurz Angedeutetes zu selbständigen Auftritten führt, und aus dem Evangelium des Epiphaniasfestes gestaltet sich das Spiel von Herodes und von den heiligen drei Königen. Dabei erscheint das Christigeburtspiel vielfach nur als Auftakt zum Dreikönigspiel. Wie Maria die Engelsbotschaft erhält, wie Josef und sein Weib Mühe haben, in Bethlehem eine Herberge zu finden, wie die Hirten auf dem Felde das Heil erfahren, wie sie gläubig das Kindlein anbeten und mit Geschenken begrüßen, wie die drei Könige, dem Sterne folgend, vor Herodes und im Stalle zu Bethlehem ankommen, wie die heilige Familie nach Ägypten flieht und wie Herodes für seinen Kindermord bestraft wird: das sind die Hauptszenen. Am reichsten entfaltet haben sich Weihnachts- und Dreikönigsspiele auf dem katholischen Boden Bayerns und Österreichs. Hans Sachsens Komödie „Die Empfängnis und Geburt Johannis und Christi" vom Jahre 1557 (vgl. W. Köppen, Beiträge zur Geschichte der deutschen Weihnachtsspiele, Paderborn 1893) sowie Martin von Cochems „Leben Jesu" zeigen ihren Einfluß.

Während die Adventspiele für Humor und Komik wenig Raum bieten, steht es ganz anders mit den Weihnachtsspielen. Da sind beide reichlich vorhanden, namentlich bei der Herbergsuche und in den Hirtenszenen. Die Betonung der Winterkälte stimmt durchaus nur zu heimischen Verhältnissen, zeitliche Unmöglichkeiten wie auch die absonderlichste Verknüpfung des Trivialsten mit dem Heiligsten stören die unbefangenen Zuschauer nicht. Sinnlich-naive Anschauung offenbart sich vor allem in

den Spielen des bayrisch-österreichischen Stammes. Dafür mögen ein paar Beispiele den Beweis geben. Im Christkindl-Spiel des Böhmerwaldes, das ganz in den Gesichtskreis der Menschen dieser Gegend gerückt ist, teilt ein biederer Bauersmann „aus der Schachellau" dem Herodes Näheres über das Erscheinen der Weisen aus dem Morgenlande mit; bevor das aber geschieht, singt die ganze Gemeinde:

Schütze, o Mutter, mit mild reicher Hand
Unseren Kaiser und das ganz Böhmerland!

Die jüdischen Charaktere sind ganz im Sinne der alltäglichen Erfahrung gehalten. Wie freut sich der Teufel über den Tod des Herodes:

Gehst nicht, so trogi dih.
Mit Gottes befehl
Must mit mir in die Höll!

Kaiphas der Oberpriester beschließt das Stück mit Danksagung und mit dem Schlußwort: „So wünsch ich den Herrn Hauswirt und der Hausfrau / Und allen ein gesegnetes freudenreiches neues Jahr." Also in der Bauernstube geht das Spiel vor sich; Darsteller und Zuschauer machen eine seelische Einheit aus (Jungbauer S. 77), und die Aufführung wird zum Gottesdienst.

Auch in katholischen Bezirken werden die Lutherschen Weihnachtslieder „Vom Himmel hoch" und „Vom Himmel kam der Engel Schaar" in solche Stücke eingefügt.

Die Innigkeit des Volksempfindens drückt sich vorzüglich in der Anbetung der Hirten aus, wobei sie ihre bescheidenen Gaben darbringen:

Meiñ lieba Schåz, nimm åñ
Doñ mir ålls, wås i håñ!
Då gieb i der a weng an Oar, Schmålz, Möhl und Mülli,
Dåbei i mi dir åñempfühli.
Bitt åba, nimm varlieb mid meina Gåb!
Du woaßt wohl, daß i sölba nëd vül håb.

(Weihnachtspiel aus dem Salzkammergute hg. von Johannes Bolte ZVfV 18 [1908], S. 345—349). Und beim Weggehen singen die Hirten Veitl und Jodl (ebd. S. 368 ff.)

Liebes Schåzarl, liebes Kind,
Liegst so årm in Kripp'l drinn
Auf'n Hoi und auf'n Schtråh,
Âls wännst a Hirt'nbua warst so.

Håst koañ Pfoad'l, håst koañ Jankarl,
A kloans Windarl is deiñ Gwandarl,
In dås dih d' Muada g'wikelt håd.
Wie groß is nëd bei dir då d' Noth!

Wia årm liegst då hoint auf dar Erden
Und wirst einstmål Richta werden!
Nimm uns nacha allesand
Hin ins himmlisch Vådaländ!

Neuerdings breiten sich von Geistlichen und Lehrern verfaßte, streng schriftgemäße Stücke aus, aber auch in den altüberlieferten hat die Forschung zuweilen die Wirksamkeit höher Gebilde-

ter erwiesen. Das Verständnis für die schlichte, zum Herzen sprechende Volkskunst, die sich in den echten Weihnachtsspielen äußert, suchen volksfreundliche Männer auch in die Kreise zu tragen, wo man andere Kunst gewöhnt ist. Es wären insbesondere die erfolgreichen Bemühungen Otto Falckenbergs und Otto Alfred Herrmanns zu erwähnen. Beide haben, besonnen auswählend aus der üppig quellenden Überlieferung, kleine Werke zusammengestellt, die das Beste aus dem kostbaren Schatze eingedeutschten Christentums enthalten, jener im „Deutschen Weihnachtsspiel" und dieser im „Gotteskind". Um die Aufführungen unmittelbar aus dem Empfinden eines Stammes geborener Weihnachtsstücke machten sich die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde und der Verein für sächsische Volkskunde, vor allem Haaß-Berkow verdient.

Unter den geistlichen Spielen sind die Passionsspiele am bekanntesten geworden. Freilich hat bei ihnen, wie schon gesagt wurde, das eigentlich Volksmäßige am meisten eingebüßt. Auch für sie, soweit sie nicht unter gelehrtem Einflusse ein streng biblisches Gepräge erhalten haben, ist die starke Benutzung des „Lebens Jesu" nachgewiesen worden (J. J. Ammann, Das Leben Jesu von P. Martinus von Cochem als Quelle geistlicher Volksschauspiele. ZDfV 13 [1893]). Eine zusammenfassende Untersuchung wie für die Geschichte der Weihnachtsspiele fehlt noch für das neuere Oster- und Passionsdrama.

Sonstige biblische Stoffe sind ebenfalls beliebt. Das Paradeisspiel wird gelegentlich bis auf Kain und Abel, Noe und Isaaks Opferung ausgedehnt. Aus dem Alten Testament erregt weiter der ägyptische Joseph, der geduldige Job und die tapfere Judith Anteil, aus dem Neuen der reiche Prasser und der arme Lazarus; auf Gedanken aus dem Neuen Testament gründet sich ein vielfach als Zwischenspiel auftretendes allegorisches Drama von Pilger und Schäfer mit der Klage um das verlorene Schaf, endlich haben im 18. Jahrhundert namentlich in Tirol und im Salzburgischen (Altenmarkt bei Radstadt) die letzten Dinge oft den Gegenstand der Aufführungen gebildet.

Unter den Darstellungen von Legenden scheint keine häufiger zu sein als die Genoveva, von der sich allein im Böhmerwalde vier Fassungen aufgefunden haben; daneben tritt der heilige Nepomuk als dramatischer Held auf, weiter Alexius, Eustachius,

Hirlanda und der Arme Heinrich. Nikolausspiele gehören zu den festen Bestandteilen der Spielüberlieferung in katholischen Landen.

Gehen wir zu weltlichen Stoffen über, so bemerken wir solche aus mittelalterlicher deutscher Sage: den Alten Hildebrand (Reinhold Köhler, Kleinere Schriften 2, 265), den Kaiser Karl (im Salzburgischen (ZöV 16 [1910], 38 ff.), den schon erwähnten Tell wie den Edlen Möringer. Zuweilen kommen selbst Gegenstände der Weltliteratur wie die Matrone von Ephesus, Romeo und Julia, Hamlet und die Jungfrau von Orleans vor, als Puppenspiel Don Juan und vor allem Faust, von dem ein Tiroler, das die Chronik des Wiener Goethevereins 25 (1911) mitteilt, wohl das älteste bekannte ist.

In dramatische Form gegossen hat man auch die erbaulichen Erzählungen Christoph von Schmids wie Heinrich von Eichenfels.

Die lebhafte Freude an mutigen Taten, wenn sie auch mit dem Gesetz in Widerspruch stehen, läßt die Teilnahme für Räuberstücke begreiflich erscheinen. Der bayrische Hiesel und der Schinderhannes werden immer wieder bewundert, auch Kunz von Kaufungen, der Prinzenräuber, macht Eindruck auf die Volksphantasie. Schillers „Räuberlied" ist durch solche Darbietungen weithin getragen worden, und die Beliebtheit eines anderen Liedes der Art „Ist (Es gibt) kein schöneres Leben auf Erden / In der weiten breiten Welt" wird durch die Tatsache bezeugt, daß es auch im geistlichen Schauspiel bei der Flucht nach Ägypten angestimmt wird.

Aus alter Zeit stammen die Streitgespräche zwischen Sommer und Winter, die mit dem Siege des Sommers enden. Sie sind noch durchaus lebensfähig geblieben.

In komischen Stücken spielt der Hanswurst seine große Rolle; bald tritt er mit einem Doktor, bald mit einem Pastor und einem Juden auf, bald als Liebhaber.

Der große Stoffkreis des Volksschauspiels beweist, daß es eine Macht darstellt, die der Erforscher des Volksgeschmacks nicht vernachlässigen darf. Aus Altem gebiert sich fortwährend Neues. „Der kindliche Wunderglaube des bäuerlichen Volkes", sagt J. J. Ammann in der Einleitung zum 3. Teile seiner Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde S. V f., „gestattet hier noch Lösungen, die

man anderwärts mit ungläubigem Kopfschütteln aufnehmen würde, die einfach sittlich-religiöse Weltanschauung treibt hier noch und immer wieder ihre alten Blüten... Freilich ist mit diesem einfältigen und beweglichen Gefühlsleben des Volkes keine Dauerhaftigkeit verbunden. Leicht und rasch geht das Volk aus der stärksten tränenreichen Rührung in die heiterste Stimmung über."

So darf es auch nicht verwundern, wenn in dem schlesischen Herodes aus Friedersdorf (zwischen Reinerz und der großen Heuscheuer [Vogt a. a. O. 425 ff.]), nachdem der sterbende Kindermörder seinem Diener Zepter und Krone geschenkt hat, dieser sich über den Tod seines Herrn merkwürdig rasch tröstet:

V. 508 Zepter und Krone hat er mir geschenkt,
Auf daß ich soll seiner gedenken.
Seiner gedenken will ich zwar
Aufs wenigste ein Vierteljahr;
Zepter und Krone will ich verkaufen,
Damit ich Geld bekomme zum Versaufen.

Da gerade zwei Juden hereintreten, hat er sogleich Gelegenheit, sich der Vermächtnisse zu entledigen. Er fordert tausend Dukaten, und das Stück endet, noch ehe sie handelseinig geworden sind.

Auf die wunderliche Ausstaffierung der Darsteller, auf ihre Vortragsweise, auf das Gebärdenspiel, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, ist von neueren Herausgebern der Stücke sorgfältig geachtet worden. Aus dem Böhmerwald berichtet Ammann, daß die Spieler beim Sprechen unaufhörlich hin und her gehen, daß sie sogar in Liebesszenen die Arme in die Hüfte stemmen. Die Träger der wichtigeren Rollen bedienten sich nach dem Bericht eines Augenzeugen, der in einer der deutschen Sprachinseln bei Budweis als Knabe den Engel Gabriel verkörperte, eines gewissen singenden Tones (Jungbauer a. a. O. S. 72), während die gewöhnlichen Leute, die Hirten, der Bauer und die Juden offenbar realistischer verfuhren.

Der Volkskunde erwächst durch die Betrachtung des Volksschauspiels, das bisher im wesentlichen literarhistorisch in seinen Quellen und Verästelungen geprüft worden ist, noch eine weitere Aufgabe: es als Äußerung der Volksseele zu würdigen und die Zusammenhänge zwischen Empfindung und körperlichem Ausdruck zu untersuchen. Ob sich da nicht landschaftliche Verschiedenheiten erkennen lassen, angeborenes Talent für einfaches Aussprechen

natürlicher Gefühle auf der einen, Ungeschick auf der anderen Seite: hier Unfreiheit gegenüber der Überlieferung, dort unmittelbares Erfassen der Rolle und Sprengen des Ringes, der uns alle einzuschnüren droht, der gewaltigen Macht des Hergebrachten? Nicht auf den einzelnen kommt es dabei an, vielmehr auf den Durchschnitt der Leistungen.

d) Sage und Märchen.

In der Ballade sind nach einem bekannten Worte Goethes alle Dichtungsgattungen wie in einem Urei enthalten. Die von Mimik begleitete Ballade kann als Ausgangspunkt für das Drama gelten. Bericht über Geschautes, mag es nun äußerlich oder innerlich erlebt sein, bildet den Anfang der Epik, die neuere Ästhetik besonders an dem Maßstabe der geringeren oder größeren Erinnerungsferne mißt. Sage und Märchen mit ihren Unterabteilungen sollen uns in diesem Abschnitte beschäftigen. Sie unterscheiden sich, wenn schon die Grenzen nicht immer leicht gezogen werden können, vor allem durch den Zweck. Erzählerfreude ruft beide hervor, jedoch, wie sich E. Bethe in seiner schönen Abhandlung „Mythus, Sage, Märchen" (Hess. Bl. 4 [1905]) äußert: „Sage ist primitive Geschichte, naiv gestaltet in Haß und Liebe, unbewußt umgeformt und vereinfacht. Das Märchen aber ist entstanden aus und dient allein dem Unterhaltungsbedürfnis." Aus dem Streben, für irgendwie auffallende Erscheinungen eine Erklärung zu suchen, nimmt die Sage ihren Ursprung. Sie macht den Versuch, Merkwürdiges zu deuten. So zeigt sie sich an Ort und Zeit gebunden und im wesentlichen ernsthaft, dabei mit einem nationalen Zug. Übersinnliches spielt keine geringe Rolle, es wird aber als solches empfunden. Im Märchen dagegen greifen Wirkliches und der Einbildungskraft, oft der Traumesphantasie Entkeimtes völlig ineinander über. Spielende Freiheit dem Stoffe gegenüber kennt der Märchendichter, der Sagendichter bleibt im Banne des Stoffes. Während man seit den Brüdern Grimm meinte, der Mythus, d. h. der Glaube an Götter und die Deutung von Naturerscheinungen als deren Handlungen, sei das Ursprünglichste, aus ihm habe sich die Sage, zunächst als Heldensage gebildet und das Märchen stehe am letzten Ende dieser Ent-

wicklungsreihe, sieht man jetzt im Gegenteil das Märchen als älteste Art erzählender Dichtung an und stellt sich den Mythus, in dem man seit Wilhelm Schwartz vornehmlich die niederen Formen beachtet, als entweder in die Gestalt des Märchens oder in die der Sage eingekleidet vor. Es gibt indessen auch Gebilde, die man als märchenhafte Sagen oder als sagenartige Märchen ansprechen möchte. Mitunter nimmt das Märchen geradezu einen schwankartigen Charakter an. Insofern ähnelt es der Legende, die im übrigen alle Kennzeichen der Sage an sich trägt, in der jedoch neben dem sittlichen Ernst auch der Scherz häufig seinen Platz bekommt.

Legende und Legendenbildung. Im weitesten Sinne ist Legende jede sagenmäßige Ausdeutung der Geschichte. Wir reden demnach von historischer Legendenbildung. Solche Legendenbildung geschieht fortwährend, und besonders im Kriege befinden wir uns mitten im Wandel der Geschichte zur Legende. Dabei soll nicht an absichtliche Entstellungen der Wahrheit gedacht werden, an Geschichtsfälschungen, wie sie gerade jetzt an der Tagesordnung sind, sondern an eine Umdeutung des Geschehenen, die sich ganz unbewußt vollzieht. Was Schiller von der Weltgeschichte behauptet, sie sei das Weltgericht, das läßt sich von aller gefühlsmäßig betonten Geschichtsauffassung erst recht behaupten.

Adolf Harnack schreibt in einem tiefschürfenden Aufsatz über Legenden als Geschichtsquellen (Preuß. Jahrb., März 1890, S. 249 ff.): „Die Legende will die Geschichte charakterisieren." Sie ist „Beurteilung der Geschichte in der Form der Geschichtserzählung . . . 1., indem sie in einem ungeheuren wunderbaren Ereignis den ganzen Eindruck . . zusammenfaßt . . . 2., indem sie in einer schlagenden Anekdote, in einem kräftigen Wort den Wert und die ganze Bedeutung einer Person zum Ausdruck zu bringen sucht, 3. durch Auswahl und Gruppierung der Tatsachen, die sie erzählt". Alle Tatsachen kennt auch der gewissenhafteste Geschichtschreiber nicht, aber weil er sich in den Gegenstand vertieft, gewinnt er ein klares Bild, bei dem er mit Hilfe der zusammenfügenden Phantasie verfährt. Deshalb ist jede Geschichtschreibung bei strengstem Bemühen, objektiv zu sein, doch subjektiv gefärbt. Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft, was kann sie anders sein als ein Schlagwort? Aber selbstverständlich ist eine wissenschaftliche, mit gutem Glauben und sorgfältiger Quellenkritik unternommene Geschichtsdarstellung weit verschieden von der Legende. Deren Wert beruht nicht in den tatsächlichen Angaben, sondern in dem Geist, mit dem sie das

Vergangene zu begreifen sucht. Da versteht es sich wohl, daß die kleinste Anekdote das Wesen einer geschichtlichen Persönlichkeit oft besser beleuchtet als ein umfassendes historisches Charakterbild. Kaum eines der berühmten letzten Worte großer Männer lautete so oder war in dem Sinne gemeint, wie wir es herkömmlich auslegen, und doch, wir möchten diese bescheidenen Mitteilungen um keinen Preis missen! Man erinnert sich an Schillers Gegensatz von Wirklichkeit und Wahrheit. Legende bietet eben ein Höheres als gemeine Wirklichkeit. Also auch hier zeigt sich ein Abstreifen des Zufälligen, ein Hinarbeiten auf das Typische. Solche Legende ist Sage oder führt wenigstens allmählich zur Sage. Im engeren Wortverstande bedeutet Legende soviel wie heilige, wie religiöse Sage. Das Gemütsbedürfnis hat sie da geschaffen, wo die Überlieferung in den frommen Büchern klaffende Lücken aufwies. Denken wir an die trotz dem Evangelisten Lukas spärlichen Mitteilungen aus der Kindheit Jesu! Die Frage, wie weit schon Lukas Legendarisches berichtet, soll hier unerörtert bleiben. Über das Knabenalter des Heilandes wissen wir, abgesehen von der Erzählung, die uns den Zwölfjährigen im Tempel vorführt, rein nichts. Da hat die Legende eingesetzt, uns das Treiben des künftigen Welterlösers in manchen hübschen, manchen komischen Zügen schildernd. Wir bemerken, wie sich überall die Tradition dem Efeu gleich an das Gemäuer der evangelischen Berichte anheftet. Was die Kirche an heldenhaften Gestalten kannte, wurde in den Bereich der Legende gezogen. So entstand die Märtyrer- und die Heiligenlegende. Es ist kein Zufall, daß man ungefähr um die gleiche Zeit unserer deutschen Literaturentwicklung, da Märchen und Sage wieder zu Ehren kamen, sich auch der oft geschmähten Legende wieder annahm. Dabei wurde sogleich über den Kreis des Christlichen hinausgeschritten und die Wunderwelt der legendarischen Erzählungen des Orients betreten. Das religiös Mythische bildet nach dem Erörterten den Grundzug der Legende. Man muß diese religiöse Sage genau so ansehen wie die weltliche; Wilhelm Wundt hat kaum recht, wenn er meint (Archiv f. Religionswissenschaft 11 [1908], S. 220 f.), die Legende suche ihren Helden noch mehr als die Sage über das gewöhnliche Maß menschlicher Größe emporzuheben, sie sei eine durch den ethischen Charakter und die kulturelle Bedeutung bedingte höhere Entwicklung der Sage und verdiene mehr Glauben als diese. Nur eines wird ihm zuzugeben sein, daß sich (S. 222) die oft burlesken Züge leicht erklären als Gegenwirkungen der Gefühle. Darum trägt die Legende stärker als die gewöhnliche Sage das Gepräge des Zwiespältigen, einer Mischung von Ernst und Scherz. Wir erwähnten beim Volksschauspiel, daß Lachen und Weinen dem kindlichen Menschen gleich nahe liegen.

Entwicklungsgeschichtlich berechtigt wäre es, zuerst das Entstehen des Märchens als der uralten Form naiver Erzählungskunst zu behandeln. Aber der Sagen- und Legendenbildung können wir bequemer nachgehen, weil wir sie miterleben. So werde

denn an einzelnen Beispielen gezeigt, wie lange etwa eine geschichtliche Überlieferung, wenn sie nur von Mund zu Munde erfolgt, sich rein erhält, wie bald sie sich oft bis zum Unkenntlichwerden umgestaltet, kurz, wie schnell aus der Geschichte eine Sage wird.

Dauer mündlicher Geschichtsüberlieferung. Man versuche als nicht gerade politisch stark gefesselter Durchschnittsdeutscher nur, ohne eine Kriegschronik zurate zu ziehen, sich einige Hauptereignisse der verflossenen vier Kriegsjahre zu vergegenwärtigen, und man wird sich leicht auf groben Irrtümern ertappen, obschon die Zeitungen gewisse Daten immer wieder im Gedächtnis auffrischen. Erstaunlich wenig ist in Frankreich übrig geblieben von der Erinnerung an die weltbewegenden Vorgänge seit der großen Revolution.

Paul Sébillot liefert im letzten Bande seines weitschichtigen Werkes „Le Folklore de France" sehr beachtenswerte Beispiele dafür. Diejenigen Männer, sagt er, die in dem Revolutionsdrama, dem gewaltigsten Wendepunkte in Frankreichs neuerer Geschichte, erste Rollen spielten, scheint das Volk ganz vergessen zu haben. Robespierre kommt eigentlich nur noch in Vergleichen vor. Sonst ganz unbekannte Menschen, deren Schicksal aber die Gemüter bewegte, haben sich in der Überlieferung bis heute erhalten, namentlich wenn ein äußeres Zeichen wie ein Wegkreuz an sie gemahnte. Verblaßt sind sogar die Taten Napoleons. Einen Schutzgeist soll er gehabt haben, das kleine rote Männchen, das freilich mit ihm oft recht unzufrieden war. Man schreibt ihm Unverwundbarkeit zu. Nur spärliche Brocken von Nachrichten bietet die ganze Zeit von 1814 ab. Von den gegen Frankreich Verbündeten weiß man eigentlich nur, daß sie Leckermäuler gewesen sind, von Karl X., daß er ein Dummkopf gewesen sein soll. Komisch genug ist die Erklärung, die man in Poitou für den Krieg von 1859 fand: Napoleon III. kämpfte gegen die Österreicher nur deshalb in Italien, weil er die Kaiserkrone wieder erobern wollte, die sie seinem Vetter, dem Herzog von Reichstadt, gestohlen hatten. Noch sonderbarer erscheint es, daß auch nicht ein Ereignis des Jahres 1870 fester im Volksgedächtnis Wurzel geschlagen hat. Im Jahre 1889 erzählte man sich, General Boulanger habe sich in einer Grotte des Departements Isère mit Don Carlos und dem berühmten Räuber Louis Mandrin (18. Jahrhundert!) getroffen. Eindruck machten endlich auf die Volksphantasie die Verfügungen über die geistlichen Orden.

Nun spricht sich allerdings Theodor Fontane in seinem Buche „Aus den Tagen der Okkupation" scharf über den Mangel an historischem Sinn aus, den man überall in Frankreich antrifft. Die Hauptschuld trägt nach seiner Ansicht die Art, wie man in unserem westlichen Nachbarlande Geschichte lehrt. „Zurückliegendes wird vernachlässigt, vergessen,

und so wächst denn ein Geschlecht heran, das von der alten Ruhmesgeschichte nichts mehr weiß, nichts mehr wissen kann und sich notwendig von der neuen Ruhmesgeschichte, weil überladen damit, abwenden muß" (S. 305). Aber in Deutschland, wo der Geschichtsunterricht sicher besser ist, steht es nicht wesentlich anders. Ein Dr. phil. aus Gießen war 1892 in einer Berliner Weißbierkneipe Beobachter einer Unterhaltung von Droschkenkutschern. Man behandelte die Frage, wessen Gemahlin die Königin Luise gewesen sei, und einigte sich dahin: „Sie war dem ollen Fritzen seine Frau."

Bedeutsame Untersuchungen über das Wesen mündlicher Geschichtsüberlieferungen hat Wilhelm Schwartz „Die Weltgeschichte im Spiegel des Volkstums" ZVfV 3 [1893], 117—130 angestellt. Er hebt zunächst hervor, daß sich Personen, die man aus irgendeinem Grunde liebt oder verabscheut, eine typische dichterische Ausstattung gefallen lassen müssen. Es fehlt jeder Sinn für Chronologie, und so schweben Persönlichkeiten und Ereignisse gleichsam in der Luft. Man kennt nur Grenzscheiden: vor und nach. In der Mark z. B. ist die wendisch-katholische Zeit eine solche leidlich feste Vorstellung. Schweden-, Russen-, Franzosenzeit gelten als ungefähr dasselbe. „Die großen Ereignisse . . ., welche das Volk weniger in ihrem Zusammenhange und in ihrer allgemeinen Bedeutung, als in einzelnen Resultaten erkannte, die es eben hinnahm, wie sie kamen, schwinden im Strom des Lebens, im täglichen Kampf ums Dasein immer mehr in dem Gedächtnis."

Sagenerzeugende Umstände und Einteilung der Sagen. Wir zeigten, wie das Bedürfnis, Ursachen für Erscheinungen ausfindig zu machen, die Sagen schafft. Um zunächst bei der volkstümlichen Geschichtsauslegung zu beginnen, so fällt es dem natürlichen Menschen schwer, an das gänzliche Verschwinden einer verehrten oder gefürchteten Persönlichkeit zu glauben. Volkshelden oder Volksbedrücker sterben nicht, sie leben fort, wenn auch den Blicken ihrer Bewunderer oder Hasser entzogen.

Um 1840 schreibt der deutsch-böhmische Dichter Moritz Hartmann in einem schönen Sonett:

Durch Österreichs Völker geht die fromme Sage,
Der Kaiser Joseph sei noch nicht gegangen
Zu seinen Vätern, sondern sei gefangen
Bei schlechtem Türkenvolk noch heut zu Tage

(Kelch und Schwert[2] 273). Auch der Sandwirt von Passeier, Andreas Hofer, konnte nach der Meinung der Tiroler nicht tot sein. „Daß Schill geblieben sei, galt für eine französische Fabel; er lebe, hieß es, und werde zu gelegener Zeit schon wieder zum Vorschein kommen" (Karl Immermann, Preußische Jugend zur Zeit Napoleons [Auszug aus den „Memorabilien", Deutsche Dichtergedächtnisstiftung, S. 134]). Von dem korsischen Eroberer hörte man lange das gleiche Gerücht, das übrigens Béranger

in seinen „Letzten Liedern" behandelt (Il n'est pas mort in Dernières Chansons de Béranger, Paris 1857, S. 89 f.). Unter den griechischen Vaterlandskämpfern hat Nikotsaros ähnlich die Gemüter bewegt. (Gustav Meyer, Essays und Studien I, 316). Ebenso reizte das schaurige Ende eines Ludwig II. von Bayern und eines Kronprinzen Rudolf von Österreich zu denselben Vermutungen (R. F. Kaindl, Die Volkskunde, S. 137).

Ein weiterer Schritt der Sagenbildung geschieht, indem ein fester Aufenthaltsort für den zeitweise entschwundenen Helden angenommen wird. Als solcher bieten sich am ersten Berge dar. Für die deutsche Kaisersage, in der sich jahrhundertelang die Hoffnung unserer Vorfahren auf geordnete Zustände in einem geeinten Reich widerspiegelte, können wir diese Entwicklung dank sorgfältiger Untersuchungen genau feststellen. Die bedeutendere Herrschergestalt löste allmählich dabei die minder berühmte, Friedrich II., ab.

Sehr gewöhnlich tragen die unscheinbarsten Zufälligkeiten dazu bei, daß Sagen an gewisse Örtlichkeiten geknüpft werden. Eine hervorragende Rolle spielen Mißverständnisse, besonders von Kunstwerken (vgl. Theodor Fontane, Wanderungen in der Mark 4 [Berlin 1882], 285 Anm.).

Auch hierfür mögen ein paar Beispiele genügen. Im Magdeburger Dom finden sich zwei in Holz gearbeitete Bildnisse von Männern, die an Hals, Leib, Händen und Füßen eiserne Ketten tragen. „Als der Dom gebauet wurde, kamen zwei Brüder Grafen von Gleichen gen Magdeburg, wollten den Bau wehren und vermaßen sich, aus dem Dome einen Pferdestall zu machen. Zum ewigen Andenken an solche Vermessenheit wurden ihre Bildnisse in Ketten im Dome aufgehangen." (Temme, Die Volkssagen der Altmark, S. 131.) Die hübsche Geschichte, die sich an Walther von der Vogelweide anschließt, er habe den Mönchen des Neumünsters in Würzburg seine Hinterlassenschaft vermacht mit der Bestimmung, sie sollten täglich zu Mittag auf seinen Grabstein Futter für die Vögel streuen, hat sich gewiß aus der Inschrift auf seiner letzten Ruhestätte gestaltet: Pascua qui volucrum vivus Walthere fuisti (Der du im Leben, o Walther, der Vöglein Weide gewesen) usw. Nicht wesentlich anders verhält es sich mit dem Keim zur Hamelner Rattenfängersage (Franz Jostes, Der Rattenfänger von Hameln . . . Bonn 1895).

Wie Kunstwerke, so haben auch merkwürdige Bauten und auffallende Naturgebilde sagenerzeugend gewirkt. Eindrücke in Felsen, die wie Spuren von Pferdehufen aussehen, schaffen Springersagen, in zwei nebeneinander emporragenden Kegeln will man Mönch und Nonne erkennen, in Gräberfunden hat z. T. die Vorstellung von Riesen und Zwergen ihren Anlaß. Teuflische

Unternehmungen glaubt das Volk in sonderbaren Brücken zu erkennen. Oskar Dähnhardt hat in seinen bedeutenden „Natursagen", vorher schon in dem volkstümlichen Büchlein „Naturgeschichtliche Volksmärchen" naturerklärende Sagen und Legenden zusammengetragen.

Sinnig deutet die volkstümliche Erzählung das Aufkommen alter Geschlechter wie ihr Absterben. Willkürliche Deutung der Wappen ist da an der Tagesordnung. Wir geraten so in das weite Gebiet der etymologischen Sagen, die einen unverständlichen Namen auslegen wollen. Ohne jede Kenntnis der Sprachgeschichte wird gearbeitet, Usedom etwa auf „U so dumm" zurückgeführt (Dr. A. Haas, Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin, S. 188 f.), Schivelbein in Pommern von dem ersten Bewohner abgeleitet, der einen Schönheitsfehler gehabt hätte (Otto Knoop, Volkssagen usw. aus dem östlichen Hinterpommern S. 146).

Wer Außergewöhnliches leistet, der hält es nach dem Glauben der großen Masse, von der man mit Wagners Wotan sagen kann: „Immer Gewohntes nur magst du verstehn," gewöhnlich mit übernatürlichen, meist teuflischen Mächten. Als unheimliche Gesellen gelten z. B. die Freimaurer. Der Tod eines solchen als verdächtig angesehenen Menschen erfolgt nicht auf natürlichem Wege.

Dunkle Erinnerungen an die Vergangenheit, auch der Glaube an entschwundene glücklichere Zeiten, zusammen mit Luftspiegelungen und Gehörstäuschungen mögen die Sagen von unterirdischen Städten (Vineta!) gebildet haben. Geht der einsame Wanderer über nächtliche Heide oder durch nächtlichen Wald, so ballt sich ihm der Nebel zu spukhaften Gestalten, ein Baumstamm erscheint ihm als mythisches Wesen, und aus der Überzeugung von tausend unfaßbaren Dingen, die uns umgeben, von der allbeseelten Natur entwickeln sich die sonderbarsten abergläubischen Vorstellungen. Das Rauschen der Wipfel wird zur Windsbraut. Der wilde Jäger mit seiner Rotte flößt Schrecken ein, denn Käutzchenschrei ist der entfesselten Phantasie Hundegekläff, Unkenruf die Klage eines elend umgekommenen Kindes, Irrlichter sind ungetaufte Seelen (vgl. Friedrich Ranke, Sage und Erlebnis. Bayer. Hefte f. Volkskunde 1 [1914], 40—51, der besonders auf Fälle vermeintlicher Fahrten eines Epileptikers im Dämmerzustande hinweist).

So wären wir aus dem Geschichtlichen oder scheinbar Geschichtlichen ganz in den Bereich des Mythus hineingeraten. Schlaf und Tod, die brüderlichen Genossen, fordern das naive Gemüt

nicht minder zum Nachdenken heraus wie den philosophisch Veranlagten. Was ist der Traum? Eine Reise der körperlich aufgefaßten Seele, die ihren menschlichen Aufenthaltsort auf Zeit verlassen hat. Wenn man träumt, so nimmt man teil an ihren Schicksalen. Bisweilen befällt uns im Schlafe eine peinigende Angst; es ist, als ob wir ersticken sollten, und dabei können wir dem unbestimmten Etwas, das auf uns lastet, keine Kraft entgegensetzen. Zahllose Sagen sind aus dem Alptraum zu erklären. Zwei Arten des Alps oder der Mahrt (Trud) werden unterschieden: der Nachtalp und der Mittagsgeist. Dieser quält die Feldarbeiter, die sich zur heißen Mittagsstunde ein Schläfchen gönnen. Noch bedrohlicher sind die Anschauungen über das Rätsel des Todes. Die Seele eines Verstorbenen an der Wiederkehr zu hindern, wird eifrigstes Bemühen. Sinnig allerdings meint man den Zusammenhang zwischen Diesseits und Jenseits als bestehend annehmen zu können, wenn ein totes Kind mit dem Krüglein voller Tränen erscheint und die untröstliche Mutter bittet, nicht mehr zu weinen, da es sonst im Grabe keine Ruhe finde, oder wenn die abgeschiedene Wöchnerin zurückkommt, um ihr Kleines zu nähren, aber schaurig ist die Vorstellung, daß der Tote, etwa weil er in seinem irdischen Dasein schweres, noch nicht gesühntes Unrecht begangen hat, als weiße Frau oder gar als Werwolf umherirren muß, noch schauriger das Phantasiegebilde des Blutsaugers oder Vampyrs.

„Jeder Vampyr", sagt Stefan Hock (Die Vampyrsagen. Berlin 1900, S. 23), „ist ein ‚Nachzehrer', er zieht seine Verwandten und Bekannten ins Grab nach. Doch finden wir zwei scharf geschiedene Sagengruppen, von denen die eine den wirklich blutsaugenden Vampyr kennt, während nach der andern der ‚Nachzehrer' im Grabe sein Laken verschlingt und so durch rein sympathetische Wirkung seine Familie nachzieht. Hat jene Tradition in der Traumvorstellung ihre sichere Grundlage, so sind die Sagen von den ‚schmatzenden und käuenden' Toten offenbar im Hinblick auf tatsächliche erlebte Ereignisse nach dem entsetzlichen Vorbilde eines im Grabe erwachten Scheintoten gebildet." Man fürchtet, der Verstorbene kehre zurück, wenn ihm nicht bei der Bestattung alle Ehren erwiesen worden seien. Darum spendet man ihm eine Wegzehrung, darum erhält er die nötigen Bequemlichkeiten, ein Scherflein für den Fährmann in der Unterwelt, selbst einmal Regenschirm und Gummischuhe, darum werden ihm Gegenstände, an denen sein Herz hing, mitgegeben. Feierlich kündet man auch den Haustieren den Tod. Der Glaube, daß alle Schuld auf Erden sich im Jenseits rächt, stempelt die Sagen von der

Ruhelosigkeit der in Sünde Verstorbenen zu Erzeugnissen von tiefem ethischem Gehalt.

Das Mythische durchdringt jede Lebensansicht des natürlichen Menschen, namentlich seine Naturbeobachtung. Er vermutet einen geheimen Zusammenhang der Geschöpfe. Wo ein Unschuldiger verurteilt worden ist, treibt ein dürrer Stab Blätter und Blüten zum Zeichen, daß die Natur den Armen rächt; wo ein Gottesleugner zur Erkenntnis seines Unrechts kommen soll, da grünt auch eine verkehrt eingepflanzte Friedhofslinde; über dem Grabe von Liebenden, denen kein Stern leuchtete, sprossen Pflanzen empor, die sich verschlingen zum Beweis, daß jene im Tode ihr Glück gefunden haben.

Aber die Sage wendet sich auch Wesen zu, die menschenähnlich an Gestalt, eine ganz andere seelische Verfassung besitzen, wenn ihnen überhaupt eine Seele eigen ist. Dahin gehören die Wichtelmännchen, die Elfen, die Kobolde, die Nixen, die Wasser- und Feuermänner und all die sonstigen kleinen Geschöpfe. Teils begehen sie ihren Schabernack mit den Menschen, teils erweisen sie sich ihnen hilfreich.

Die üppigsten Blüten treibt endlich der Volkswitz in den Schwanksagen, nicht bloß in den Geschichten vom geprellten Teufel, auch in Neckereien.

Wenn ein Dorf nur auf einer Seite Häuser hat, dann heißt es wohl, die Bewohner büken den Kartoffelkuchen oder die Plinzen nur einseitig oder sie brühten die Schweine nur auf einer Seite. Das ist harmloser Spott von Nachbargemeinden. Minder harmlos muten die wunderlichen Erzählungen an, die man sich von der Albernheit gewisser Dörfler, Städter oder ganzer Völkerschaften berichtet. Wohl jeder deutsche Gau hat sein Schilda, Schöppenstedt, Hauptmannsgrün, Ebelsbrunn, seine Walser und wie sie alle heißen, und die Streiche, deren man die Verspotteten für fähig hält, wiederholen sich aller Orten. Wer einmal Opfer solcher Neckluft geworden ist, kann darauf rechnen, mit immer neuen komischen Zügen ausgestattet zu werden. Die Volkssage wäre ungenau in ihren Veräftelungen dargestellt, gedächte man dieser kurzweiligen Geschichten nicht auch.

Wieviel von den knapp behandelten Sagenformen und von den zahlreichen anderen, die hier nicht einmal haben erwähnt werden können, sind nun wirklich lebendig? Die meisten Sagenbücher schleppen eine Menge toten Stoffes mit sich fort. Es muß dringend gefordert werden, der Vergangenheit Angehöriges scharf von dem heutzutage im Volksmunde Lebendigen zu son-

dern. Dann erst würde sich bestimmen lassen, ob die sagenschaffende Phantasie unter dem Einflusse der in immer tiefere Gesellschaftsschichten eindringenden Bildung und infolge der fast unbeschränkten Verkehrsmöglichkeit erlahmt. Es ist das vorläufig nicht bewiesen, denn z. B. die „Neuen Bergischen Sagen" (1905) Otto Schells enthalten aus dem Wuppertale nur auf mündlicher Überlieferung Beruhendes.

Echte und unechte Sagen. Romantische Sagen, Sage und Dichtung. Alfred Meiche befürwortet (Sagenbuch des Königreichs Sachsen. Dresden 1903. S. XV) eine Scheidung in echte und unechte Sagen. Als sicheres Erkennungszeichen für Echtheit oder Unechtheit eines Sagenstückes betrachtet er mit Recht die empfängliche oder ablehnende Haltung des Volkes selbst. Es steht dabei genau so wie mit den Volksliedern und Gassenhauern. Das Unvolksmäßige, auch wenn es eine Zeitlang Heimatrecht zu erwerben scheint, verschwindet rasch wieder.

Romantische Sagen nennt Meiche solche (a. a. O. S. XIV f.), in denen ein bekannter oder unbekannter Dichter ein dem Volke entnommenes Sagenkorn poetisch befruchtet und dann dem Volke zu weiterer Ausbildung zurückgibt. Er rechnet sie unter die echten. Nicht immer freilich wird man ermitteln können, welche von den Sagen vordem unter dem Einflusse der Dichtung die Gestalt erlangt haben, in der sie uns jetzt begegnen. Alle wirklich vollendeten Gebilde in der Sagengeschichte sind übrigens mehrfach durch Dichterhände gegangen, die ihnen allmählich eine immer vollendetere Form und einen tieferen Sinn gegeben haben.

Dennoch liegt kein Grund vor zu der Annahme, daß nur dichterische Form im engeren Sinne, Verwendung von Rhythmus und Vers, der Sage eine lange Dauer sichere. Für die Heldensage verficht Friedrich Panzer (Märchen, Sage und Dichtung. München 1905) diese Auffassung. Er betont, die alte geschichtliche Sage, die wir mit dem Namen Heldensage bezeichnen, sei nicht bloß vorwiegend dichterisch überliefert, sondern auch allein durch Dichter entstanden und weiter entwickelt.

Indem er an die Reichhaltigkeit der geschichtlichen Züge erinnert, indem er der unmittelbaren Frische gedenkt, hält er es für unmöglich, daß prosaische Überlieferung ernstlich in Betracht gezogen werden dürfe. „Bei solcher Form hätte nur schriftliche Aufzeichnung die alten Geschichten der Nachwelt mumifiziert bewahren können. In mündlicher

Überlieferung aber gibt nur künstlerische Form den ewigen Odem, der das Leben über seine natürlichen Grenzen hinaus durch Jahrhunderte weiterträgt." Gegen solche Beweisführung läßt sich außer dem Beispiel der nordischen Sage hauptsächlich der Einwand machen, daß die Prosamärchen sich mit Treue vererben. Ich bin der Meinung, daß man auch für die Heldensage zuweilen Prosaüberlieferung als Grundlage anzunehmen hat. Für die Sage im allgemeinen gilt das als Regel. Wie wenige Stücke aus dem reichen Schatz der Volkssagen sind durch dichterische Mittel im engeren Sinne, Reim und Rhythmus, verschönt! Und wie manche einst dichterisch gehobene Sage erfährt man jetzt aus Prosabericht! Damit soll nicht bestritten werden, daß in Verse gekleidete Sagen die Gewähr einer noch längeren Dauer in sich tragen.

Es fehlt also an dem Nachweis, poetische Form sei die ursprüngliche der Heldensage, geschweige denn der Sage überhaupt. Aber der poetischen Form sind die Sagen sehr leicht zugänglich, weil die Behandlung der Wirklichkeit, insbesondere der geschichtlichen, in der Sage ganz merkwürdig derjenigen ähnelt, die ein bewußtes dichterisches Umgestalten erzielt. Hier wie dort Stilisierung und typischer Charakter. In diesem Sinne hat Panzer völlig recht: es gibt keine Sagenbildung, die nicht poetisch wäre. Aber das Poetische braucht sich nicht in Rhythmus und Vers zu offenbaren: es liegt in dem, was wir innere Kunstform nennen.

Literatur. Die bekannteste deutsche Sagensammlung sind die 1816 und 1818 erschienenen Deutschen Sagen der Brüder Grimm, von denen es gute Ausgaben aus neuester Zeit gibt, z. B. von Stoll bei Hesse & Becker und von Schneider in der Goldenen Klassikerbibliothek. Die ganze umfangreiche Sagenliteratur bis zum Jahre 1908 verzeichnet John Meier in Pauls Grundriß der germanischen Philologie II, 1[2] [1909], 1219ff. Nützlich ist auch das Büchlein von Karl Wehrhan „Die Sage", Leipzig 1908, sehr empfehlenswert Friedrich von der Leyens „Deutsches Sagenbuch" (4 Teile, München 1910ff. 1. Die Götter und Göttersagen der Germanen, vom Herausgeber, 2. Die deutschen Heldensagen, ebenfalls von Fr. von der Leyen, 3. Die deutschen Sagen des Mittelalters, 1. Teil, von Karl Wehrhan, 4. Die deutschen Volkssagen, von Friedrich Ranke. Für Ziehens Deutsche Schulausgaben hat Wolfgang Golther zwei vorzügliche Bändchen geschrieben: Götterglaube und Göttersagen der Germanen[2] (1910) und Deutsche Heldensage [2] (1909), beide Leipzig-Dresden-Berlin. Endlich ist die warmherzige Behandlung von Otto Böckel „Die deutsche Volkssage" [2] (AlluG Bd. 262) erwähnenswert.

Das Märchen. Die Märchenforschung bildet seit langem einen Tummelplatz gelehrt tuender Unkundiger. Überall witterten die Nachfolger der Brüder Grimm uralte Mythologie, und nach einem derben, aber leider nur zu berechtigten Urteil Moritz Haupts ließen sie am Ende keinen Hahn mehr auf dem Miste krähen, der nicht mythologisch gewesen wäre. Sinnverwirrend war

das Jagen nach Sonnenmythen, Naturmythen, Vegetationsmythen, neuerdings Mondmythen. Gerade bei der Märchenuntersuchung und -deutung darf keine subjektive Willkür obwalten, sondern möglichst vollständige Sammlung des Überlieferten, besonnene Vergleichung und eine geschichtlich-ethnologische Betrachtungsweise ist vonnöten, die feststellt, was sich feststellen läßt und den Mut besitzt, offen zu gestehen, wo unser Wissen ein Ende hat.

Lehrreich wird ein Blick in die Geschichte der Märchenforschung. Sie zeigt uns, wie Abwege und Fehler sich vermeiden lassen, und fördert so unsere Kenntnis unmittelbar.

Ein kräftigerer Anteil an märchenhaften Erzählungen macht sich erst seit dem 16. Jahrhundert im Schrifttum der Abendländer geltend. Es ist bezeichnend, daß die früh ausgebildete italienische Literatur, die der Novellenform längst ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatte, die älteste derartige Sammlung aufweist, die „Dreizehn ergötzlichen Nächte" des Giovan Francesco Straparola; es sind 21 fast sämtlich aus dem Volksmunde geschöpfte Märchen. In Italien ist Märchenerzählen noch heute eine beliebte Unterhaltung der Erwachsenen. Inhalt wie Stil der Märchen erklären sich aus dem Bedürfnis der Kreise, denen sie dargeboten werden. Über dieses Werk des Straparola und auch über die meisten Sammlungen, die hier noch angeführt werden, vergleiche man den 3. Band der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen mit seinen genaueren Quellenangaben. In der Mundart Neapels verfaßte etwa hundert Jahre darauf Giambattista Basile ein Märchenbuch mit 50 Geschichten (Pentamerone). Für die Deutschen wurde französische Anregung wichtig. Zu einer Zeit, da Überkultur die Menschen der höheren Stände unnatürlich hatte werden lassen, führte Charles Perrault das Volksmärchen in das gebildete Schrifttum ein. Er schöpfte aus Volksüberlieferung. Seine Contes de ma mère l'Oye (Histoires du temps passé) kamen 1697 in Paris heraus. Diesen französischen Märchen eigentümlich — es waren in der ersten Auflage nur 8, darunter La Belle au bois dormant (Dornröschen), Le Chat botté (Der gestiefelte Kater), Le petit Chaperon rouge (Rotkäppchen), Cendrillon (Aschenbrödel) und Le petit Poucet (Der kleine Däumling) — ist die große Rolle, die den Feen zuerteilt wird, wohl keltischer Einfluß, und zweitens der Ton, der nach Kinderstube klingen soll, sich dabei aber des im besseren wie im böseren Sinne Literarischen nicht enthält. Wäre Perrault anders verfahren, hätte er nicht dem Salongeschmacke weitgehende Zugeständnisse gemacht, wie hätte er da Leser gefunden, wo er sie suchte? Die 8 Geschichten vermehrte er übrigens, durch Beifall ermuntert, bald auf 11. Dank der geschickten Rücksichtnahme auf die Zeitmode wurden die Feenmärchen sehr beliebt: Gräfin d'Aulnoy kümmerte sich schon viel weniger um das Überlieferte, sondern bot

reichlich eigene Erfindung. Ihr Vorbild wirkte, und es entstand eine mächtig anschwellende Flut von Kunstmärchen. Inzwischen war die arabische Sammlung „Tausend und eine Nacht" 1704 durch des Franzosen Galland Übersetzung der gebildeten Welt des Westens geschenkt worden, und diesen farbenfrohen Erzeugnissen gegenüber, die mit echt orientalischer Phantasiekraft despotische Laune jähen Wechsel von Glück und Leid herbeiführen ließen, mußten die bisher bekannten Kindergeschichten matt erscheinen. Die kräftig hervortretende Sinnlichkeit dieser Erzählungen des Orients sicherte ihnen in der damaligen verkommenen Gesellschaft großen Anhang. So zieht auch das französische Märchen die nationale Tracht aus und hüllt sich in orientalische Prachtgewänder. Gegenüber den nun emporsprießenden Kunstmärchen muten Perraults Schöpfungen wirklich unverbildet frisch an. Den richtigen Standpunkt für die Beurteilung des Märchens hat man in Frankreich viel später gefunden als bei uns, doch währte es auch in Deutschland noch geraume Zeit, bis man verlernt hatte, das Märchen spöttisch überlegen zu belächeln. Die Aufklärung war eben allem Volkstümlichen wenig geneigt. Selbst Herders Anteil an der Volksdichtung ist dem Märchen kaum zugewendet. (Vgl. zu diesem ganzen Überblick Richard Benz, Märchendichtung der Romantiker. Mit einer Vorgeschichte. Gotha 1908, S. 15 ff., 42, 48, 52 ff. und 69 f.) Das erste schlicht erzählte deutsche Volksmärchen steht Ende der siebziger Jahre des Jahrhunderts in J. G. Schummels „Kinderspielen und Gesprächen". Es entspricht dem Grimmschen „Sechse kommen durch die ganze Welt". Um dieselbe Zeit bot Heinrich Jung-Stilling in seiner Jugendgeschichte das Märchen von Jorinde und Joringel. Die „Volksmärchen der Deutschen" des Weimarer Gymnasialprofessors Musäus, deren erster Band 1782 erschien, brauchen in diesem Zusammenhange kaum erwähnt zu werden, denn sie sind entweder zu halben Satiren gestaltete Märchenstoffe oder mit der Überheblichkeit des Rationalisten behandelte Sagen. Dagegen wird in den 1787 zu Erfurt veröffentlichten „Kindermärchen, aus mündlichen Erzählungen gesammelt" auf die Bedürfnisse der Jugend geachtet, und neben gelegentlicher Breite zeigt sich Wirklichkeitssinn, neben geschmackloser Namengebung und moralisierenden Wendungen erfreut eine frische, möglichst unliterarische Darstellungsweise. Im ganzen beschäftigte sich das Aufklärungszeitalter lieber mit den Sagen, die geeignet schienen, nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Ein Maler empfand den künstlerischen Wert des Märchens als erster, Philipp Otto Runge. Des Knaben Wunderhorn regte ihn an, Märchen zu sammeln. Er nennt sie „Löögschen", den Fritz Reuterschen „Läuschen" entsprechend, auch „Döhnchen". Beachtenswert ist, daß er den „Machandelboom" und den „Fischer und syne Fru" plattdeutsch, wie er sie in seiner Heimat gehört hat, niederschreibt. Beide sind in die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm als Glanzstücke übergegangen und galten den werdenden Meistern auf diesem Gebiet als Vorbilder. Denn auch sie haben ihren Märchenstil nicht mit einem Male geschaffen. Eine bewundernswerte Einfühlung in die Volksseele befähigte namentlich

Wilhelm, diese Erzeugnisse von Schlacken gereinigt wiederzugeben. Ihre Zwehrener Märchenfrau hat sie vieles gelehrt, insbesondere eine schlichte Erzählweise, die nun veredelt wurde. Es wird stilisiert, aber nur so, wie es ein begabter Mann aus der breiten gesellschaftlichen Unterschicht in einer glücklichen Stunde fertig gebracht haben könnte. Darum sind die Kinder- und Hausmärchen eines unserer köstlichsten völkischen Besitztümer. Gern beleben Redensarten, Sprichwörter und Vergleiche die Darstellung, manche hübsche Züge, die doch nie volksfremd sind, finden sich hineingetragen, und eine gewisse behagliche Breite des Tones ist erstrebt und mit Erfolg durchgeführt worden. Auch Reimformeln erhalten ein wenig Platz. (Hermann Hamann, Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm. Berlin 1906). Der erste Band kam 1812 heraus, der zweite, in dem sich die bessernde Hand Wilhelm Grimms schon deutlich zeigt, 1816. Einen vortrefflichen Neudruck dieser ersten Auflage mit wertvoller Einleitung hat Friedrich Panzer (München 1913) veranstaltet. Die zweite verrät das Streben nach künstlerischer und dabei doch volkstümlicher Formung noch entschiedener. Ein im Jahre 1822 herausgekommener und 1856 wesentlich vermehrter dritter Band des Werkes behandelte die Märchenliteratur wissenschaftlich. Er war lange Zeit unentbehrlich; durch den bewundernswerten Sammeleifer und Scharfsinn Johannes Boltes und Georg Polívkas haben wir einen Kommentar zu den Märchen erhalten (3 Bände, Nr. 1—60, Nr. 61—120, Nr. 121—225 (Leipzig 1913, 1915 u. 1918), der alle Ergebnisse bisheriger Forschung auf diesem schwer übersehbaren Gebiete in einem Brennpunkte sammelt.

Als Beurteiler der Märchenstoffe bleibt Wilhelm Grimm gleich seinem Bruder in einseitigen Anschauungen befangen. Ihm wie Jacob gelten die Märchen vornehmlich als Zeugnisse der Mythologie; ihrem eigentlichen Charakter als Erzählungs-, Unterhaltungsliteratur werden sie dabei nicht voll gerecht. Beide sind geneigt, Märchenverwandtschaft der Sprachverwandtschaft gleichzusetzen, und so glauben sie an einen indogermanischen Märchenschatz, der religiöse Grundvorstellungen der Arier in Trümmern bewahre. Die Überschätzung nordischer Götterlehre, wie sie in der Edda geboten wird, und die irrige Annahme, die deutsche Mythologie entspreche im ganzen der hochentwickelten nordischen, führten auf schlimme Abwege: überall wurden göttliche Wesen gewittert. Wilhelm Grimm wahrte sich dabei noch immer gesunden Sinn, denn er sagte: „Ich will wohl deuten, was ich kann; aber ich kann nicht alles deuten, was ich will." Die Nachfolger der beiden Grimm jedoch ließen diese Vorsicht vermissen. Man faßt sie als mythologische Schule zusammen. Auch die Vertreter der sogenannten philologischen oder lingu-

istischen Schule sind von den Brüdern Grimm beeinflußt. Sie beschränkten sich — das hatte Wilhelm Grimm bei seinen Forschungen mit natürlicher Empfindung vermieden — auf den Bereich des Indogermanischen. Es war ihnen durchaus nicht deutlich, daß gewisse mythische Anschauungen, Gebräuche und einfache Erzählungen selbständig an verschiedenen Orten entstehen können, sobald bestimmte Bedingungen vorliegen. Aus der Sprache, namentlich aus dem Sanskrit, wurden die sonderbarsten Schlüsse gezogen, sprachliche Gleichungen schienen voll beweiskräftig, um Mythen von der allgegenwärtigen Sonne und der unvermeidlichen Morgenröte zu erkennen (daher der französische Name le système météorologique). „Die beste Lösung der alten Rätsel der Mythologie ist (nach dem Hauptvertreter der linguistischen oder genealogischen Schule, dem 1900 in Oxford verstorbenen Max Müller) in einer etymologischen Analyse der Namen von Göttern und Göttinnen, Helden und Heldinnen zu suchen. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß diese Namen auf übernatürliche Weise entstanden sind, so muß ihnen eine vernünftige Absicht zugrunde liegen, und überall, wo wir diese vernünftige Absicht entdecken können, sind wir der ursprünglichen Vorstellung von den Göttern und Göttinnen so nahe gekommen, wie es überhaupt möglich ist." (Kaindl, Die Volkskunde, S. 125.) Die Mythenforschung machte sich demnach ganz abhängig von der indogermanischen Sprachwissenschaft. Aber die sprachlichen Gleichungen, die in dieser Wissenschaft allgemeine Anerkennung finden, beziehen sich nicht eben häufig auf Mythisches, und wenn auch die Wörter Verwandtschaft haben, wird noch nicht gesagt werden dürfen, daß sie in den einzelnen von Ariern bewohnten Gegenden auch das nämliche bezeichnen. Schlimmer als Max Müller, der oft vor Übertreibungen warnte, verfuhr Angelo de Gubernatis.

Gesündere Ansichten herrschen bei der analogischen Schule. Sie ist mit der philologischen darin einig, daß sie immer nur einen Kreis verwandter Sprachen, die aber nicht indogermanisch sein müssen, untersucht. Doch vergleicht sie nicht die Wörter, sondern die Sachen. Unwichtig sind ihr die Namen der Götter, als bedeutungsvoll sieht sie Übereinstimmungen im Wesen und in den Schicksalen an (Kaindl a. a. O. S. 131 ff.). Sie arbeitet vornehm-

lich mit Analogien und kann mit ihren Ergebnissen die der philologischen Methode erhärten, andererseits auch für ein beschränktes Gebiet der Ethnologie nützlichen Stoff liefern. So mündet denn die analogische in die ethnologische Schule ein, die ihre Forschungen grundsätzlich auf alle Völker, in Wirklichkeit mit einer auffallenden Vorliebe besonders auf die unkultivierten, ausdehnt.

Richard Andree hat in seinen Ethnographischen Parallelen S. III klar geschrieben: „Übereinstimmungen in den Anschauungen und Gebräuchen räumlich weit voneinander getrennter und ethnisch verschiedener Völker sind häufig so schlagend, daß man auf den ersten Blick an eine gemeinsame Abkunft oder Entlehnung solcher Vorstellungen und Sitten denken möchte. Es wird uns oft schwer zu glauben, daß ein Gebrauch, ein Aberglaube, ein Mythus, der in allen Erdteilen identisch oder fast identisch auftritt, nicht der gleichen Wurzel entstammen und von einem Punkte aus zu allen damit bekannten Völkern gewandert sein solle. Je weiter und eingehender wir aber eine solche gleichartige Sitte oder Anschauung über die Erde zu verfolgen unternehmen, desto häufiger zeigt sich uns das unabhängige Entstehen derselben, und wir gelangen zu dem Schlusse, daß zur Erläuterung derartiger Übereinstimmungen, bei denen Entlehnung ausgeschlossen ist, auf die psychologischen Anlagen des Menschen zurückgegangen werden müsse. Wie nicht geleugnet werden kann, daß allenthalben die körperlichen Eigenschaften und Tätigkeiten der Menschen die gleichen sind, so finden wir auch, daß ihre geistigen Funktionen überall in ihren wesentlichen Zügen dieselben sind, dieselben Grundformen zeigen, allerdings nach Rasse und natürlicher Umgebung variierend, aber dennoch trotz untergeordneter Abweichungen von demselben Werte und Gehalt. . . . Es ist, wo wir Übereinstimmungen finden, von vornherein zunächst an eine unabhängige Entstehung derselben . . . zu glauben."

Erheben sich nun keine Bedenken gegen die ethnologische Schule? Sie unterläßt es, die Möglichkeit der Übertragung von einem Volke zum anderen zu erwägen, sie zieht Ausstrahlen einer Überlieferung von einem Herde überhaupt nicht in Betracht und schöpft — darauf hat Max Müller den Finger gelegt — oft aus Quellen, die trübe sind, denn sie verwendet Stoff von Völkern, deren geschichtliches Leben im Dunkel bleibt. Als erste Vertreter der trotzdem sehr fruchtbaren ethnologischen Methode seien außer Adolf Bastian, von dem die Idee des „Völkergedankens" herstammt, wie sie Andree in den eben angeführten Sätzen ausspricht, namentlich Andrew Lang und Henri Gaidoz erwähnt.

Wenig Gläubige findet heutzutage der Euhemerismus,

nach einem kyrenäischen Philosophen Euhemeros, der um 300 v. Chr. die Ansicht äußerte, menschliche Helden seien wegen ihrer Verdienste nach dem Tode als Gottheiten verehrt worden, der Götterglaube habe sich also auf geschichtlicher Grundlage entwickelt. Für die Heldensage scheint mir dieses Emporsteigen zum Übermenschlichen einen sehr wichtigen Gesichtspunkt zu bedeuten; wo im Märchen die mythischen Züge als nachträglicher Aufputz zu erkennen sind, mag eine euhemeristische Erklärungsweise am Platze sein (E. Bethe, Mythus, Sage, Märchen S. 33 ff.).

Die neuere Märchenforschung verfährt im ganzen ethnologisch. Mit dieser Grundanschauung verträgt sich ganz gut die sogenannte indische Theorie. Erwachsen auf dem Boden der vergleichenden Sprachwissenschaft, behauptet sie, die kunstvolle Gestalt, die unsere Märchen aufweisen, sei ihnen auf dem Boden des alten Wunderlandes Indien geschaffen worden. Als Theodor Benfey im Jahre 1859 die Ausgabe eines großen indischen Erzählungswerkes Pantschatantra veröffentlichte, bemühte er sich in überzeugendster Art zu zeigen, daß seit dem 10. Jahrhundert viele indische Märchen nach Europa gekommen seien und nun unseren heimischen Märchenschatz ausmachten. Durch Islam und Buddhismus hätten sich diese Erzählungen nach dem Westen verbreitet. „Durch ihre innere Vortrefflichkeit scheinen die indischen Märchen alles, was etwa Ähnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existiert hatte, absorbiert zu haben; kaum daß sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisierten fremden Gebilde gerettet haben mögen" (Bd. 1, S. XXV). Neuerdings hat Friedrich von der Leyen im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen (Bd. 113 bis 116) die Hypothese Benfeys genau untersucht und auf ihre Glaubwürdigkeit hin geprüft. Er zeigt in diesen Abhandlungen „Zur Entstehung des Märchens" (ebenso in seinem Büchlein „Das Märchen"[2], Leipig 1917 (= Wissenschaft und Bildung, Bd. 96), daß sich ethnologische Ansicht und Benfeys Theorie gegenseitig ergänzen. Verhältnismäßig wenige Märchen sind aus dem ägyptischen, biblischen, griechischen und römischen Altertum überkommen. Die Literatur hat sich der Stoffe dort nicht so bemächtigt, wie sie es verdienen. Im Volke Israel haben sie aus religiösen Gründen eine starke Umbiegung erfahren (Hermann Gunkel,

Das Märchen im Alten Testament. Tübingen 1917). Bei den alten Kulturvölkern finden sich aber Märchen, die man unmöglich aus Indien ableiten kann. So äußert sich denn von der Leyen (Herrigs Archiv 116 [1906], 282) besonnen: „Die Bausteine zum Märchen, die einzelnen Motive, auch hier und da einfachere Märchen hatten andere Völker ebensogut wie die Inder, deren Größe und eigentliche Begabung es war, die Motive zur Geltung zu bringen und zusammenzusetzen." Jedenfalls sind bei weitem nicht alle Märchen indischen Ursprungs.

Man muß demnach genau unterscheiden zwischen der Heimat der literarischen Kunstform und dem Ursprungsort des Märchens überhaupt, aber auch zwischen Märchenmotiv und ausgebildetem Märchen. Eine klare und bestimmte Ausdrucksweise hindert Mißverständnisse. *Motiv* soll einen einzelnen Zug bedeuten (vgl. Friedrich Panzer, Hilde-Gudrun, S. 211 Anm.; 442; 443 ff.), *Märchenformel* eine mehr oder minder feste Verbindung von Motiven, die bereits einen *Typus* darstellen kann. Jeder Typus kann *Varianten* (Abarten) haben, die im wesentlichen, nämlich in der Zusammensetzung der Motive übereinstimmen. *Parallelen* sind solche Überlieferungen, die Ähnlichkeiten weitergehender Art bei so großen Verschiedenheiten aufweisen, daß es unmöglich wäre, sie auf eine Grundform zurückzuführen. Die kaleidoskopische Mengung von Märchenformeln läßt sich doch auf eine verhältnismäßig beschränkte Zahl von Typen bringen.

So teilt Laurence Gomme in seinem Handbook of Folklore (London 1890) ein auf Arbeiten Baring-Goulds beruhendes Verzeichnis der 70 Haupttypen mit, in dem mit einem kurzen Kennwort der Inhalt des Märchens angegeben ist, z. B. Leartypus, Aschenbrödeltypus, Meisterdiebtypus. In Deutschland hat namentlich Reinhold Köhler, dessen Kleinere Schriften zur Märchenforschung von Johannes Bolte (Weimar 1898) im Zusammenhang veröffentlicht worden sind, solche Stichwörter benutzt, und am feinsten ausgebildet zeigt sich das Verfahren bei dem Finnländer Antti Aarne (Verzeichnis der Märchentypen.... Helsinki 1910), der 1960 Typen feststellt.

Auf Grund der Arbeiten von der Leyens, des lesenswerten Buches von Adolf Thimme (Das Märchen. Leipzig 1909), des bequem zugänglichen Aufsatzes „Tale" von Andrew Lang in der Encyclopaedia Britannica, einer ansprechenden Darstellung Paul Arferts (Grenzboten 66. Jahrgang [1907] Nr. 27—29) und des schönen Werkchens von K. Spieß (s. u. S. 128) kann man sich

leicht Kenntnis verschaffen von den Ansichten über die Entstehung des Märchens.

Es empfiehlt sich, mit den Vertretern der ethnologischen Schule zunächst die Märchengebilde der unzivilisierten Völker zu mustern. Da zeigt sich das Denken des primitiven Menschen. Er bringt es nicht fertig, wirklich Erlebtes und Eingebildetes zu unterscheiden. Seine Ideenverbindungen sind uns oft völlig unmöglich. Der Drang, für die Erscheinungen Ursachen zu ermitteln, so heftig er sich äußert, ist schnell befriedigt und durch die Unterströmung des Willens beeinflußt. Indem der Wille allem in der Natur, gleichgültig ob belebt oder unbelebt, Persönlichkeitsgepräge verleiht, glaubt er sich von Übernatürlichem ganz umgeben, und da er den Menschen von der Umwelt nicht deutlich abhebt, hält er eine innere Verwandtschaft zwischen sich und anderen Geschöpfen für ausgemacht, er meint sogar, der Mensch könne sich in andere Wesen umwandeln. Allgemein herrscht also der Zauberglaube. Streng geregelte Arbeitszeit gibt es nicht, darum gehen die Zustände des Wachens, Halbschlafes und Traumes ineinander über. Im Traum empfindet man Schrecken und Angst (Mahr). Es stellen sich aber auch Seligkeitsgefühle ein, die im Gegensatz zur rauhen Wirklichkeit Befriedigung gewähren, und Geträumtes wird als Tatsache berichtet. Sinnestäuschungen aller Art erzeugen märchenhafte Einbildungen. Ahnungen vom Jenseits, Folgen unerklärlicher Berauschtheit wirken ähnlich, auch zauberische Handlungen der Priester müssen für spätere Entwicklungsstufen als märchenerzeugend angenommen werden.

Zunächst kommen nur ganz einfache Formeln in Betracht. Diese dehnen sich allmählich aus, etwa durch Motivwiederholung, strafferes Zusammenfassen von Verschiedenem und durch das Streben nach einer gewissen biographischen Anordnung. Indem sich weiter die Vorliebe offenbart, das Einzelerlebnis zu verallgemeinern, werden die Gebilde typisch ausgestattet, ohne eine Beziehung auf eine bestimmte Person mit ausgesprochenem Charakter erzählt und gern in die Vergangenheit zurückgeschoben. Diese Verlegung scheint aber erst dann zu erfolgen, wenn man sich des Übernatürlichen bewußt geworden ist. Dann verschlägt es auch nichts, das Wunderbare immer mehr zu steigern. In enger geistiger Verbindung stehen Erzähler und Zuhörer. Um

diese festzuhalten, wird künstlich Spannung hervorgerufen. Immer kräftiger entwickeln sich die Affekte der Liebe und des Hasses. Der fast regelmäßig glückliche Ausgang der Geschichten mag aus selbstischen Beweggründen der Erzähler zu begreifen sein. Moralisches spielt nun auch seine Rolle, wenigstens andeutungsweise. Allmählich heben sich aus der Masse berufene Erzähler empor, und so wird das Märchen selbst bei primitiven Völkern zu literarischer Kunstform. Das Wunderbare, bis ins schier Unmögliche hinaufgetrieben, versucht man einigermaßen wahrscheinlich zu machen, indem man es begründet. Unter allen Völkern aber sind die Inder zweifellos an der Ausbildung der Märchen zu Kunstwerken am meisten beteiligt gewesen. Sie dürften die Rahmenerzählung erfunden haben, und ihre verzwickten Motivsteigerungen und Häufungen waren so unerhört, daß, wenn diese Phantasieleistungen nach auswärts verbreitet wurden, wieder Vereinfachung eintrat.

Im Abendlande können wir dann gelegentlich beobachten, wie Stoffe aus der christlichen Legende und aus der mittelalterlichen Erzählungsliteratur eingefügt werden, wie auch Sagen sich in Märchen umwandeln und wie nach nicht durchweg wohlbegründeten Anschauungen Friedrich Panzers (Hilde-Gudrun. Halle a. S. 1901. Studien zur germanischen Sagengeschichte. I. Beowulf [München 1910]. II. Siegfried [München 1912]) Märchen Heldensagen gestalten helfen.

Die vergleichende Märchenforschung hat neuerdings, ähnlich wie Benfey, den schwierigen Versuch gemacht, die Heimat einzelner ausgebildeter Märchen zu ermitteln. Namentlich Anti Aarne ist da zu nennen, ein Schüler Kaarle Krohns. Er begann mit einer aufschlußreichen Arbeit „Vergleichende Märchenforschung" (Helsingfors 1907) und hat seitdem außer einer 1909 zu Helsingfors erschienenen Abhandlung „Die Zaubergaben" eine ganze Reihe von ähnlich gerichteten Schriften verfaßt (sieh ZVfV 25 [1915], 154), die sämtlich von der Voraussetzung ausgehen, daß jedes Märchen eine festgefügte Erzählung darstellt, die nur einmal an einer bestimmten Stelle und zu einer bestimmten Zeit entstanden sein kann (J. Bolte ZVfV 24 [1914], 330—332, der überhaupt fortlaufend über Neuerscheinungen auf diesem Gebiete in der ZVfV berichtet). Vorher hatte G. Polívka ZVfV 10 (1900) über Rum-

pelstilzchen als westeuropäischen Ursprungs gehandelt; seine Ausführungen wurden von C. W. v. Sydow (Två Spinnsagor. Stockholm 1909) dahin ergänzt, daß Schweden das Heimatland der Geschichte sei. Oskar Dähnhardt lenkte im Hauptteile seiner „Beiträge zur vergleichenden Märchenforschung" (Progr. der Leipziger Thomasschule 1908) die Aufmerksamkeit auf die Erzählung vom Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel (Grimm Nr. 187), als deren Urform er die äsopische Fabel vom Wettlauf zwischen Hasen und Schildkröte annahm.

In doppelter Umgestaltung ist diese Fabel von Griechenland nach Indien gelangt. Die eigentlich märchenhafte Ausgestaltung des Stoffes hat ihren Ausgangspunkt in Byzanz.

Manche nicht ungerechtfertigte Bedenken gegen die vergleichenden Märchenstudien Krohn und Aarnes macht August von Löwis of Menar (Kritisches zur vergleichenden Märchenforschung ZVfV 25 [1915], 154—166) geltend. Die finnischen Gelehrten berücksichtigen nur das Typische, nicht das eigentlich Künstlerische, und ihre Methode versagt bei Märchengebilden, die seltener belegt sind. Weiter vermißt von Löwis Eindringen in die Vorgeschichte des ausgebildeten Märchens, in die Motivgeschichte. Er verlangt auch, daß Krohns und seines Schülers Verfahren nach der historisch-philologischen Seite vertieft werde.

Besondere Teilnahme darf den Bemühungen sicher sein, die Einbürgerung ursprünglich fremden Gutes bei den Kulturvölkern und vor allem die Eindeutschung der Allerweltsstoffe zu erweisen. Adolf Thimme (Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie. Gütersloh 1896, und dann in seinem S. 125 genannten Buche) hat festgestellt, daß die deutschen Märchen im ganzen vorreformatorisches Gepräge tragen. Damit wird übrigens noch nicht einwandfrei bewiesen, daß sie wirklich vor der Kirchenerneuerung die uns jetzt geläufige Form erhalten haben, denn es ist dichterische Art, Unwahrscheinliches glaubhafter zu machen, indem sie es in eine gewisse Zeitferne verlegt. Ohne Voreingenommenheit gestehen wir: das deutsche Märchen zeigt nationales Gepräge (vgl. die liebevolle, sachkundige Darstellung von Pfarrer K. Spieß „Das deutsche Volksmärchen" [ANuG 587]). Um dieses zu erkennen, müssen wir ebenso die Form wie die Stoffauswahl betrachten. Aus dem reichen

Märchenschatz wurde das dem Volksgemüte Zusagende ausgesucht. Zur Beurteilung des Volksgeistes ist es ebenso wichtig festzustellen, was ihn anzieht, was er sich darum aneignet, wie das, was ihn abstößt.

Das moralische Mäntelchen des deutschen Märchens vom Schlaraffenland scheint recht bezeichnend (Johannes Poeschel, Das Märchen vom Schlaraffenlande. Paul und Braunes Beiträge 5 [1878]). Durch den Vergleich der Behandlung des Helden im deutschen und russischen Märchen hat der Balte August von Löwis of Menar (Der Held im deutschen und russischen Märchen, Jena 1912) manche völkische Eigenheit dargelegt, z. B. daß Dienertreue wohl im deutschen, aber nicht im russischen Märchen auftritt, daß in dem unseren mehr individuelle Begründungen erfolgen, daß man in Rußland nicht wie bei uns einer Vorliebe für arme Helden begegnet.

Zu solchen inhaltlichen Verschiedenheiten treten andere, mehr in die Augen springende der äußeren Gestalt des Märchens. Robert Petsch (Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen. Berlin 1900) hat sie zuerst sorgfältig beachtet. Er findet die Schlußformeln besonders für die Volksart maßgebend. Neben den nackten (kahlen) Schluß tritt der fortführende, der zusammenfassende, dem gelegentlich eine Lehre beigefügt wird, sodann kommen äußerliche Abschlußformeln und persönliche Schlüsse vor.

Der nackte Schluß kleidet sich oft in direkte Rede, namentlich gern bei den Litauern. Häufiger ist der fortführende, bei dem die Heimkehr des Helden nach seinen Abenteuern eine große Rolle spielt. Unter Nomadenvölkern scheint sich mit diesem Heimkehrgedanken immer der Begriff höchsten Glückes zu verbinden. Gewöhnlicher noch wird einfach von dem befriedigten Weiterleben der Hauptperson berichtet. Bisweilen schildert der Erzähler den Einfluß, den die Taten und Schicksale auf den Helden oder auf seine Widersacher ausüben. Endlich läßt man das fernere Los der Märchenpersonen absichtlich unbestimmt: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch." Der zusammenfassende Schluß bedient sich mit Vorliebe des Sprichwortes. Mitunter, und das dürfte vor allem bei den Slawen der Fall sein, wird der Held selbst zum Berichterstatter über das Wesentliche seiner Erlebnisse. Rein äußerlich bleiben Schlüsse wie die Feststellung: „Das Märchen ist aus", an die sich leicht gereimte Zusätze anknüpfen. Solche Schlußreime sind in Frankreich an der Tagesordnung. Mannigfach treten endlich die persönlichen Schlüsse auf, etwa die Versicherung, die Geschichte sei wahr und nicht erlogen. Und wie die mittelalterlichen Epiker gerade dann, wenn sie ihren Hörern ganz Unglaubliches zumuten, eine Buchquelle anführen, so ziehen die Märchenerzähler wohl einen Gewährsmann herbei. Oder die gespannt Lauschenden werden aufgefordert, sich an die Örtlichkeiten zu begeben und sich von der Richtigkeit des Gesagten

zu überzeugen. Es wird auch die baldige Ankunft der Märchenhelden verheißen (in Deutschland kaum), häufig erklärt bei uns der Erzähler, er komme geradenwegs von seinem Helden, sei bei dessen Hochzeit zugegen gewesen, aber wegen irgendeiner Ungeschicklichkeit fortgejagt worden. So liegt es nahe, daß er Anspielungen macht auf seinen gegenwärtigen Zustand, auf die Dürftigkeit seiner Verhältnisse im Vergleich zu denen, die er hat schauen dürfen. Nichts ist dann begreiflicher als ein ganz persönlicher Wunsch, das Glück möge auch ihm hold sein. Noch wären Gesprächsschlüsse zu erwähnen, z. B. flämisch: „Wie ging's ihnen? Wie lebten sie? Oder waren sie tot? Fragt einen andern danach, ich weiß es nicht." In Malta (Bertha Ilg, Maltesische Märchen und Schwänke. Zweiter Teil. Leipzig 1906) begegnet auch eine Abschätzung des Wertes der Erzählung: „Eine Geschichte wie noch nie!" mit dem Endreim: „Die Großmutter hat Sellerie." Oft heißt es dort zum Abschluß: tori, tombi oder ähnlich. Das soll eine Nachahmung des Klanges der Gitarren- oder Mandolinensaiten bedeuten und wie das Sela der Psalmen für die Musik das Zeichen zum Anfangen geben. Malta hat noch eine Merkwürdigkeit: Es wird zuweilen ausgeführt, daß der Übeltäter in Öl gekocht und zu einem Haushaltungsgegenstand wie z. B. einem Bettvorleger, verarbeitet worden ist.

Derartige Untersuchungen müssen fortgesetzt werden. Die Eingänge, die ganze Erzählungstechnik bieten Stoff zu psychologischer Auffassung des Märchens. Es wäre beispielsweise zu ermitteln, ob eine mir bisher nur auf der Insel Malta begegnete Erscheinung, nämlich das Wiederholen des in der Vergangenheitsform Berichteten als Aufforderung, wirklich ganz vereinzelt dasteht: „Sie begannen nun zu gehen — geh und hole jemanden, der's auch tut —, aber der Weg war so lang, so steinig". Auch sollten die in Versen auftretenden Märchenbestandteile gewürdigt werden. Noch manche Aufgabe harrt der Märchenforschung. In welchem Verhältnis mögen die beiden Hauptgattungen, die Wunschmärchen und die Schwankmärchen, bei den einzelnen Völkern vorkommen? Welchen Anteil haben die Frauen an der Bildung und Verbreitung des Märchengutes? Ist die Kunst, Wunschmärchen zu erfinden, in der Tat, wie L. F. Weber in seiner Kieler Doktorschrift von 1904 „Märchen und Schwank" nachweisen will, dem weiblichen Geschlecht eigen, während Männer die Schwänke erdacht hätten? Ferner gilt es die Frage zu behandeln, wo das in die Fabel einmündende Tiermärchen am meisten erscheint, wo und von wem die Lügengeschichten vor allem gepflegt werden. Stimmt die Annahme Albert Wesselskis, der Schwank stelle sozusagen ein freies ironisches Spiel mit Märcheninhalten dar,

demnach eine spätere Entwicklungsstufe? Auch die Einwirkung der Technik des Volksmärchens auf die des Kunstmärchens zu erörtern, könnte eine lohnende Aufgabe sein. Man wird Axel Olriks „Epische Gesetze in der Volksdichtung" (Zs. f. deutsches Altertum 51, 1 ff.), diese geniale Entdeckung, nie vergessen dürfen.

Ein reicher Stoff liegt bereit in der großen Sammlung Friedrich von der Leyens und Paul Zaunerts „Die Märchen der Weltliteratur" (Jena).

Die Märchen haben bei uns im ganzen eine festgefügte, wenig Veränderungen erlaubende Form. Aber sie dürfen trotzdem nicht als mumienhaft betrachtet werden. Johannes Bolte sagt ZVfV 24 (1914), 110: „Ulrich Jahn hat beobachtet, daß einer seiner Gewährsmänner, der als Husar gedient hatte, alle Helden seiner Märchen als Husaren auftreten ließ. Auch begabte Erzähler bilden, wie Bünker nachwies, im Laufe der Zeit ihre Märchen um. ... In jüngerer Zeit macht sich eine Neigung des Volkes bemerkbar, eine glückliche Lösung des Märchens herbeizuführen, während die Urform öfter einen tragischen Ausgang bietet."

Von Sage und Märchen wie von aller Volksdichtung hat zu gelten:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden.

Für die Erkenntnis der deutschen Volksseele gewinnen wir schneller und zuverlässiger ein Urteil aus den Sagen als aus den Märchen. Es ist eben doch ein Unterschied, ob Wandergut, wie es die Märchen im wesentlichen sind, nationales Gepräge erhält oder ob ein Gedanke, ein Gefühl, eine Anschauung aus den Tiefen des heimischen Volkstums zum Ausdruck drängt.

e) Die Kleindichtung.

Darunter verstehen wir das Rätsel, das Sprichwort und den Spruch, der als Inschrift an Häusern, Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens, auf Glocken, Grabsteinen, Marterln usw. vorkommt wie als Spott- und Neckreim. Die beiden ersten Bände von John Meiers breit angelegtem „Grundriß der deutschen Volkskunde" (Straßburg 1917 und 1918) behandeln das deutsche Volksrätsel, dessen Art und Geschichte Robert Petsch, in diesem Fache besonders erfahren, knapp darstellt (dazu Deut-

sche Literaturzeitung 1917, 1038), und das deutsche Sprichwort, um dessen Verständnis sich Friedrich Seiler so eindringend bemüht hat, daß er in der Lage ist, viel fruchtbare Anregungen zu geben und die Sprichwörterkunde ganz neu aufzubauen. Mehr als ein paar Wegweiser sollen nicht aufgerichtet werden. Ebenso verlangt der knappe Raum dieses Büchleins äußerste Beschränkung auf dem geschichtlich noch nicht hinreichend durchforschten Gebiete der Inschriften. Es wird sich zeigen, wie die drei Gattungen der Kleindichtung äußerlich und innerlich miteinander und mit den anderen Arten der Volkspoesie zusammenhängen.

Das Rätsel.

Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich gefunden, da heitert sich jedes Gemüt auf
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn. (Goethe.)

„Das Rätsel ... ringt nach künstlerischer Formung. Das Hinstreben zur Lösung und das Wiederzurückziehen, das Ernstnehmen und Zumbestenhaben, dies stete Schwingen und Schwanken zwischen entgegengesetzten Polen bringt jenen Rhythmus mit sich, der für die innere Form des Rätsels so bezeichnend ist," betont Robert Petsch (S. 11 f.). Er spricht von Kern- und Rahmenelementen (a. a. O. S. 77); unter jenen scheidet er Benennungen und Beschreibungen. Dabei hat er zunächst nur die eigentlichen (wirklichen) Rätsel im Auge, nicht die uneigentlichen (unwirklichen), bei denen ein Raten keine Rolle spielt, sondern die auf einen Scherz oder auf eine Wissensprobe hinauslaufen. Ein Rätsel im strengeren Sinne ist ganz gewiß das folgende nicht:

Hinten und vorn krumm geraten
Und recht schön in Butter gebraten,
Wie schreibt man das mit drei Buchstaben?

Denn es gibt hier keinen Zusammenhang zwischen der letzten Zeile und den vorhergehenden, wie jeder zunächst vermuten muß. Man denkt vielleicht an eine Art Hörnchengebäck und bemüht sich, einen nur aus drei Buchstaben bestehenden Namen zu finden. Daß als Lösung einfach „das" gefordert wird, wird so leicht niemandem einfallen. Dagegen haben wir ein eigentliches Rätsel vor uns in diesem:

Es geht ums Holz / Und kommt nicht 'nein,

wo die Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß der Ratende auf einen Irrweg gerät, indem er bei Holz an Gehölz denkt.

Die beiden Fälle sind der kleinen Sammlung entnommen, die Hermann Dunger seinen Kinderliedern und Kinderspielen aus dem Vogtlande[2] (Plauen i. V. 1894) angehängt hat. Eine Geographie des deutschen Volksrätsels lohnte sich. Es würde dem Bearbeiter sogleich die Dürftigkeit des Rätselschatzes auf mitteldeutschem Boden entgegentreten, während der deutsche Süden und mehr noch der Norden ihm ihren Reichtum offenbarten. Allerdings wird der Blick leicht getrübt durch den Inhalt des literarisch Überkommenen. Ein Werk gleich Wossidlos erstem, die Rätsel enthaltenden Bande der Mecklenburgischen Volksüberlieferungen (Wismar 1897) besitzt kein anderes deutsches Land. Doch selbst einem Wossidlo wäre es unmöglich, beispielsweise im Königreich Sachsen eine solche Sammlung zustande zu bringen. Irgendwelche besondere Neigung und Fähigkeit, Rätsel zu erfinden und weiterzugeben, scheint dem Obersachsen nicht eigen zu sein. Wie ganz verschieden zeigt sich dagegen der Niederdeutsche! Lautmalereien, um den Gegenstand zu verdeutlichen, sind ihm ein Bedürfnis (Otto Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde S. 61); er beseelt die Natur, vermenschlicht sie, wie in dem prächtigen Gesprächsrätsel, das Wossidlo an die Spitze setzt: „Du Knickerkrummüm, wo willst du henüm? Du Kahlekoppschoren, wat fröchst du dorna!" „Sinnige, mit Humor durchwürzte Weltanschauung und poesievolle Betrachtung von Natur, Leben und Dingen ist der Grundcharakter unserer Volksrätsel," sagt Lüpkes am Ende seiner ausführlichen Behandlung ostfriesischen Rätselgutes (Ostfriesische Volkskunde S. 215—222). Für seine Heimat und für das ganze niederdeutsche Gebiet hat er völlig recht. Es erquickt den rätselfrohen Bewohner dieser Gegenden besonders, wenn er den Ratenden auf eine vermeintliche Zweideutigkeit hinleitet, die sich als Irrtum erweist; vielmehr ist die Lösung ganz harmlos. Einen ungefähren Begriff von der bunten Fülle deutscher Volksrätsel gibt die Übersicht bei Petsch S. 59 ff. Unter dessen Vorgängern wäre etwa P. Feit zu erwähnen, der im 14. Heft der Schles. Mitt. (1905) 1—33 und in einem Nachtrag Heft 16 (1906), 37 ff. Beachtliches schreibt, auch Arthur Bonus (Rätsel, 2 Bände, München 1907 und 1908); ihm kommt es nicht

gerade auf streng wissenschaftliche Untersuchung an, doch weiß er ein gutes Bild vom Gegenstande zu zeichnen. Das Rätsel mündet ein in das Rätselmärchen (z. B. von der klugen Bauerntochter, die, weil sie das Kunststück fertig bringt, bekleidet und unbekleidet bei Hofe einzutreffen und auch die anderen schwierigen Bedingungen zu erfüllen, Königin wird) oder in den Rätselschwank (z. B. Kaiser und Abt), ins Volkslied (Kranzsingen) und verknüpft sich fest mit Sitte und Brauch (das einstige Brautbegehren in Dürrenberg nahe Hallein bei August Hartmann, Volksschauspiele S. 120 ff., die Schilderung einer niederlausitzer Bauernhochzeit Iduna und Hermode Jahrgang 1813, S. 33 ff. und die Rätselfragen, die beim „Anrollen" in der Adventszeit üblich waren (Hartmann a. a. O. S. 190 ff.).

Eine Geschichte des deutschen Volksrätsels läßt sich nur auf Grund der Rätselbücher abfassen; Petsch ist schon lange mit den Vorarbeiten dazu beschäftigt.

Hingewiesen sei endlich auf die Beziehungen zwischen Volksrätsel und Kunsträtsel, die noch kaum ermittelt worden sind.

Das volkstümliche 16. Jahrhundert, aus dem die ersten gedruckten Rätselbücher stammen, hat für das **Sprichwort** stärkste Teilnahme besessen. Luther kleidet die Lehre seiner Fabeln gern in Sprichwörter, seine Schriften zeigen, wie hoch er die Weisheit auf der Gasse einschätzt, und, wahrscheinlich unzufrieden mit den Sprichwörterauslesen seines Landsmannes Johannes Agricola, legt er sich jene kleine Sammlung an, die Ernst Thiele beinahe vierhundert Jahre später (Weimar 1900) aus der Oxforder Handschrift an die Öffentlichkeit gebracht hat.

Was ist ein Sprichwort? Seiler bietet eine klare Bestimmung (S. 4): „Sprichwörter sind im Volksmund umlaufende Sprüche von lehrhaftem Charakter und einer über die gewöhnliche Rede gehobenen Form". Aus manchen Quellen fließt der Strom der deutschen Sprichwörter. „Lehnsprichwörter" nennt Seiler solche fremden Ursprungs, aus dem klassischen Altertum und aus der Bibel geschöpft, seit den Tagen Ludwigs XIV. auch aus Frankreich überkommen. Vorher aber gab es einen „gemeinmittelalterlichen" Sprichwörterhort (auch dies eine glückliche Bezeichnung Seilers), bei dem sich nicht erkennen läßt, wo er zuerst vorhanden war. Seiler behandelt sodann die Formgebung des

Sprichwortes, und zwar zunächst die innere (Bildlichkeit, Beseelung von Totem und von abgezogenen Begriffen, die bis zur Annahme einer wirklichen Person führen kann). In der äußeren Formgebung erörtert er, was er „Sinnreim" tauft, die einander entsprechende Stellung zweier innerhalb des Satzes aufeinander bezogener Glieder (Wo Gott eine Kirche baut, baut der Teufel ein Wirtshaus daneben); sie wird oft zum Parallelismus der Glieder; weiter betont er das rhythmische Gefüge und den Reim; er redet von Zwei- und Dreisprüchen, in denen zwei oder drei Gegenstände aneinander gereiht werden; schließlich gedenkt er der Paradoxie, des Sarkasmus und des Wortspiels im Sprichwort. In einem fesselnden Abschnitt legt er dar, daß sich neben den moralischen auch der Moral bare, ja gegen sie verstoßende Sprichwörter finden und daß jedes Sprichwort die Dinge immer nur von einer Seite betrachtet, demnach leicht mit anderen in Widerspruch gerät. Dem Versuche, Volkscharakter und Sprichwort in Verbindung zu setzen, steht er recht zweifelnd gegenüber.

Immerhin würde sich wohl in manchen Fällen die Herkunft aus örtlichen Anspielungen und aus dem Reim ermitteln und so ein vorsichtiger Schluß auf den Charakter der Stammes ziehen lassen. „Wer nichts wagt, kommt nicht nach Waldheim" z. B. erweist sich als echt obersächsische Prägung (in Waldheim ist ein Landeszuchthaus). „Wie der Herr, so's Gescherr" dürfte nach der Reimbindung ebenfalls mitteldeutsch sein. Doch sind derartige Beobachtungen meines Wissens noch nicht gemacht worden. Eine Umfrage größten Stiles könnte vielleicht auch ergeben, welche Sprichwörter in bestimmten Gebieten überhaupt nicht auftreten.

Zur Kenntnis deutscher Volksstämme und Landschaften dient, was die Sprichwörter über sie zu sagen wissen: man vergleiche darüber das westdeutsche Reutergedicht ZfdA 54 (1913), 182, Vers 157 f. und 265—284; G. Schlauch, Sachsen im Sprichwort (Leipzig 1906); G. Blikslager, Der Ostfriese in seinen Sprichwörtern und Redensarten (Emden 1910); F. J. Bronner, Bayerisches Schelmenbüchlein (Diessen 1911) und die schöne Arbeit von Adalbert Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors (Freiburg i. B. 1907).

In älterer Zeit waren sogenannte Beispielssprichwörter sehr

beliebt. An einem besonderen Falle wurde, gleichwie das Luther in seinen Fabeln tut, die Richtigkeit des Wortes gezeigt. Nach Lauffer (Niederdeutsche Volkskunde S. 60) kommt diese Form in niederdeutschen Gauen außerordentlich oft, in Oberdeutschland dagegen nicht vor. „Dat kost nix, sae de Bur, do prügelt he sin Jung." Manchmal, so in „Viel Geschrei und wenig Wolle", scheint eine nähere Erläuterung geradezu notwendig.

Wie steht es mit dem Zusammenhang zwischen Sprichwort und Volksetymologie? Erinnert sei an „Auswendig Jerusalem, inwendig Bethlehem", wo gewiß nicht bloß der Gegensatz der hochgebauten Tempelstadt zur kleinsten Stadt in Juda, sondern auch ein Anklang an „betteln" zu spüren ist.

Eine ungefähre Feststellung der Entstehungszeit wird zuweilen möglich, weil nicht mehr gebräuchliche Sprachformen vorhanden sind: „Guter Rat kommt nie zu spat", „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen", „Wo die Wiese ist gemein, ist das Gras gern klein" (gemein = gemeinsam, Allmende).

Den kulturgeschichtlichen Wert der sprichwörtlichen Redensarten, die vielfach, wie Seiler mit Recht hervorhebt, zusammengepreßte Fabeln, Schwänke und Anekdoten sind und in der Gegenwart der Deutung bedürfen, hat man längst erkannt. Das Hauptwerk darüber ist Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde[2], Leipzig 1894. Sieh auch Friedrich Seilers Aufsätze in Band 32 (1918) der ZfdU und den letzten Abschnitt seines Büchleins über das deutsche Sprichwort.

Volksweisheit, begründet auf Beobachtung und Erfahrung, schlichter, frommer Sinn, der neben dem aufs Diesseits gerichteten Streben auch Gedanken ans Jenseits Raum läßt, Humor und Necklust äußern sich in ungereimten und gereimten Inschriften, wie wir sie am Hause und an allerhand Gerät antreffen. Sie machen uns erwünschte Mitteilungen über den Erbauer oder Inhaber eines Gebäudes oder den Hersteller eines Gebrauchsgegenstandes, auch geben sie wohl die Entstehungszeit an. Gern ist ein Sprüchlein oder Verslein beigefügt, das der Bibel, dem Gesangbuch oder dem Sprichwörterschatz entstammt. Die Hausinschriften sind, auch wenn sie nichts aus eigenem enthalten, beinahe immer lehrreich. Schon in der Bogeneinfahrt mitteldeut-

scher Bauerngehöfte treten sie dem Besucher, ihn freundlich einladend oder als Wahrzeichen grüßend, entgegen. Ein Psalmenwort wie Ps. 121, 8, „An Gottes Segen ist alles gelegen", „Wir bauen oftmals feste / Und sind nur fremde Gäste; / Wo wir sollten ewig sein, / Da bauen wir ja wenig ein", „Wer da bauet an der Straßen / Muß die Narren reden lassen", „O heiliger Sankt Florian, / Verschon' mein Haus, zünd' andre an" wären etwa zu nennen. Die Kirchen werden mit Bibelversen verziert, deren Auswahl allerdings wohl immer den Geistlichen überlassen bleibt. Glockeninschriften benutzen oft Stellen aus Schillers unsterblichem Gedicht; gerade sie finden jetzt Teilnahme, weil der Krieg so manche Gemeinde gezwungen hat, ihre Glocken zu opfern. Auf Truhen, Wiegen, sonstigen Möbeln, Tellern und Krügen stehen allerhand Sprüche. Weiter sei der Haussegen gedacht, etwa: „Gott hat geholfen, Gott hilft noch, Gott wird weiter helfen", dann der Inschriften auf Marterln und Grabsteinen (-kreuzen), die oft mit dem Ernst unfreiwillige Komik vermischen. So meint Abraham a Santa Clara (Sämtliche Werke 3, 214) von einem leichtfertigen, unmäßigen Weibe: „Einer solchen konnt man wohl die Grabschrift machen:

„Hier liegt die alte Anna,
Welche die Küchl verbrennt in der Pfanna,
Saufte sich alle Tag voll in Branntwein;
Der Henker mag bei einem solchen Weib sein."

Zu beachten ist die Freude am Sinnenfälligen, die sich unter Einfluß günstiger wirtschaftlicher Verhältnisse namentlich im deutschen Süden offenbart.

Reichhaltige Literatur über die Hausinschriften zählt Johannes Bolte ZVfV 15 [1905], 429 Anm. auf in Verbindung mit einem Aufsatz August Andraes daselbst 428—438 (Hausinschriften aus Goslar); Westfälisches berichtet H. Heuft ZVfV 19 [1909], 101 ff., Birkenfeldisches Pfarrer Lengler ZfrhwV 10 [1913], 195 ff., Sächsisches hat nicht völlig ausreichend Paul Zinck (Wohnhausinschriften im Königreich Sachsen. Leipzig 1913) zusammengetragen; ein größeres Gebiet behandelt A. v. Padberg, Hausprüche und Inschriften in Deutschland, Österreich und der Schweiz [2] (Paderborn 1908). Weiteres findet sich bei Mogk im Archiv f. Kulturgeschichte 12, 481 f. — Volkstümlich gehalten ist E. Tiedt, Witziges und Spitziges, Sinniges und Inniges in Spruch und Nam' auf Haus und Kram (Stuttgart 1908). — Über die Friedhofsdichtung ist vielerlei veröffentlicht worden, z. B. Arthur Petak, Grabschriften aus Österreich. Wien 1904; L. v. Hörmann, Grabschriften und Marterln. Stuttgart und Berlin 1905;

R. F. Kaindl, ZVfV 16 [1906], 190 ff. (aus Hallstatt), Johannes Bolte, ebd. 195 f. Die gereimten Nachrufe auf gefallene Krieger stellte Karl Wehrhan aus deutschen Zeitungen zusammen (Bayerische Hefte für Volkskunde, Zweiter Jahrgang 1915, 144—259. Hess. Bl. 15 [1916], 106—128).

Auf die Leipziger Lotteriedevisen, d. h. „Wahlsprüche, die die Spieler neben ihrer Losnummer und ihrem Namen oder an Stelle desselben eintragen lassen konnten", hat Paul Zinck in den Mitt. d. Vereins f. sächs. Volkskunde 3 (1905), 297 ff. den Blick gelenkt.

Endlich müssen auch die Sprüchlein erwähnt werden, die unsere Feldgrauen bei der Mobilmachung mit Kreide und bisweilen von witzigen Zeichnungen begleitet an die Eisenbahnwagen schrieben. Welch glänzende Zeugnisse von kampfesfroher Stimmung und Freude am deutschen Wesen! Längst haben sie eifrige Sammler gefunden, z. B. Kurt Ahnert, Fröhliche Heerfahrt! 3 Folgen. Nürnberg. Carl Müller, Deutsche Soldaten-Art. Altenburg 1914.

Mit einer Inschrift (sie steht an einem Hause in Ülzen) mag dieses Büchlein beschlossen werden. Wer meinem schlichten Versuch, Volkskunde in so engen Rahmen gemeinverständlich zu fassen, Berechtigung absprechen möchte und, etwaiges Gute übersehend, nur nach Mängeln fahndet, sollte sie beherzigen:

Wenn eener kümmt und to mi seggt:
Ick mak et allen Lüden recht,
Segg ick to im: Min Jung, mit Gunst,
Lehr mi ok düsse sware Kunst.

Nachwort. Da zwischen Einsendung der Handschrift und Abdruck geraume Zeit verflossen ist, konnten nicht mehr alle Neuerscheinungen berücksichtigt werden. Einiges habe ich noch in den Satz eingefügt. Jetzt wäre zum mindesten in dem Abschnitt über die Sprache ein Hinweis auf Hermann Kretzschmers Deutsche Wortgeographie (Göttingen 1918) nötig, auch würde ich nach Sievers' Metrischen Studien IV (Leipzig 1918) die Bemerkung über die nordische Saga (S. 118) fallen lassen. **K. R.**

Als Teil II des vorliegenden Bändchens erscheint von demselben Verfasser:
Deutsche Volkskunde: Glaube, Brauch, Kunst und Recht. (AlluG Bd. 645.) Kart. M. 2.—, geb. M. 2.65

Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Herausgegeben von Dr. W. Hofstaetter. Mit 2 Karten, 32 Taf. u. 8 Abb. 3. Aufl. Geschenkausgabe unter dem Titel: Von deutscher Art und Kunst. [U. d. Pr. 1920.]

„Ich möchte sagen: dem Leser tut sich in diesem knappen Buche das deutsche Wunder auf. Welch ein Reichtum des von unserem Volke Geschaffenen, welch eine Fülle des Packenden und Wissenswerten." (Konservative Monatsschrift.)

Zeitschrift für Deutschkunde. Jahrg. 34 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Begründet durch R. Hildebrand u. O. Lyon. Herausgegeben von W. Hofstaetter u. F. Panzer. 1920. 8 Hefte jährl. M. 24.—. Einzelheft M. 4.—

Deutschkunde als Bildungsgrundgesetz und als Bildungsstoff. Von Lyzeallehrer W. Peper. Geh. M 2.80

Zeigt, wie das tiefwurzelnde Volksgefühl, dessen wir bedürfen, die Deutschkunde, Bildungsgrundgesetz werden muß, weil sie als Bildungsstoff Wesen und Reichtum des deutschen Lebens zu erschließen vermag, wie sie der Deutschforschung, der Lehrerbildung, den Volksbildungsveranstaltungen angegliedert, wie der deutschkundliche Stoff den einzelnen Unterrichtsfächern eingefügt werden kann.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Geh. Stud.-Rat Dr. O. Weise. 5. Aufl. Mit 30 Abb. auf 20 Tafeln und einer Dialektkarte Deutschlands. (AlluG Bd. 16.) Kart. M 2.—, geb. M. 2.65

„Das warm und verständnisvoll geschriebene Buch ist dazu angetan, Liebe und Verständnis für die mannigfach geprägte deutsche Eigenart, vaterländischen Sinn und Freude in allem, was deutsch heißt, zu wecken und zu pflegen." (Pädagogische Blätter.)

Deutsche Feste und Volksbräuche. Von Prof. Dr. E. Fehrle. Mit 30 Abb. (AlluG Bd. 518.) Kart. M. 2.—, geb. M. 2.65

Will den tieferen Sinn, den ursprünglichen Kern aufzeigen, der in den der oberflächlichen Betrachtung merkwürdig erscheinenden Fest- und sonstigen Volksbräuchen als altererbtes Kulturgut von echt deutschem Geist bewahrt ist.

Von deutscher Art und Arbeit. Schaffen und Schauen. Bd. I. 3. Aufl. Mit 4 Zeichnungen von A. Kolb. Geb. M. 6.—. I. Im Deutschen Reich. II. Die deutsche Volkswirtschaft. III. Staat und Staatsbürger. IV. Im Beruf.

Dies Buch will zeigen, was auf deutschem Boden deutsche Arbeit in deutscher Art geschaffen und gestaltet hat.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Von Rektor Professor Dr. O. Dähnhardt. Bd. I: **Aus Marsch und Heide.** 2. Aufl. Bd. II: **Aus Rebenflur und Waldesgrund.** Bd. III: **Aus Hochland und Schneegebirg.** Geh. je M. 2.—, geb je M. 3.50 Zusammen geh. M. 6.—, geb. . . . . M. 9.—

„In unseren Tagen ist es doppelt erfrischend, aus dem Jungbrunnen der unerschöpflichen, tiefgründigen deutschen Volksdichtungen einen herzhaften Labetrunk tun zu können. . Es ist ein herrlicher Schatz." (Gymnasium.)

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen u. Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde begr. v Fr. Vogt, hrsg. v. Th. Siebs.

Bd. I: Die schlesischen Weihnachtsspiele. Von Fr. Vogt. Mit vier Gruppenbildern der Batzdorfer Weihnachtsspiele. Geh. M. 5.20, geb. M. 7.80

Bd. II: Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von Paul Drechsler. Geh. M 5.20, geb. M. 7.80

Bd. III—VI: Schlesische Sagen. Von R. Kühnau. I. Teil. Spuk- und Gespenstersagen. Geh. M. 8.—, geb. M 11.—. II. Teil. Elben-, Dämonen- und Teufelssagen. Geh. M. 10.—, geb. M. 14.—. III. Teil. Zauber-, Wunder- und Schatzsagen. Mit 1 Abb. Geh. M. 12.—, geb. M. 16.—. IV. Teil. Sachregister zum Gesamtwerk mit Literatur-, Orts- u. Personenverzeichnis. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.60

Geburt, Hochzeit und Tod. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Von Prof. Dr. E. Samter. Mit 7 Abb. im Text und auf 3 Tafeln. Geh. M. 6.—

Auf sämtl. Preise Teuerungszuschl. d. Verlags (Juni 1920 100%, Abänderung vorbeh.) u. d. Buchhandlungen

---

Psychologie der Volksdichtung. Von Dr. O. Böckel. 2. Auflage. Geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—

„...Dieses Buch ist so reichhaltig und dabei so übersichtlich klar geordnet und so schlicht anmutig ohne allen Gelehrsamkeitsdünkel und vielsprachigen Ballast geschrieben, daß es sicherlich sehr viele mit Freuden lesen werden." (Tägliche Rundschau.)

Geschichte der deutschen Dichtung. Von Dr. Hans Röhl. 3. verb. u. bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Gebunden . . M. 6.—

„Mit großem Geschick weiß der Verfasser in knappen Worten einen Zeitabschnitt, das Wirken einer Persönlichkeit trefflich zu charakterisieren, ein Dichtwerk zu analysieren oder die Beziehung zwischen Leben und Werken bei dem einzelnen Dichter hervorzuheben." (Südw. Schulblätter.)

Das Staatsbewußtsein in der deutschen Dichtung seit Heinrich v. Kleist. Von Prof. Dr. J. G. Sprengel. Geh. M. 2.80

„So darf man Sprengel für diese Gabe seiner umfassenden Literaturkenntnis von Herzen dankbar sein, besonders, da er uns auch aus der neuesten Literatur Werke, die als Beispiele der) Gegenbeispiele zu benutzen sind, aufweist." (Bayrische Zeitschrift für Realschulwesen.o

Das deutsche Nationaltheater. Von Prof. Dr. J. Petersen. Mit 44 Abbildungen im Text und auf 8 Tafeln. Geh. M. 4.—

Eine reich mit Abbildungen versehene Geschichte des deutschen Theaters von seinen Anfängen bis zur Gegenwart im Zusammenhang mit der ethischen Mission der Bühne und ihrer kulturgeschichtlichen Bedingtheit.

Unsere Muttersprache, ihr Wesen und ihr Werden. Von Geh. Studienrat Dr. O. Weise. 9., verbesserte Auflage. Geb. M. 4.—

„Ein schier unerschöpflicher Inhalt wird uns vorgeführt in einem Gewande und in einer Darstellungsweise, daß auch der weniger sprachlich Geschulte den Ausführungen folgen kann, die aber nicht minder auf wissenschaftlicher Grundlage beruhen. Besonders wohltuend berührt, daß der Verfasser stets auf das Volkstum, die unversiegbare Quelle jedes Sprachstudiums, zurückgreift". (Literarische Beilage der Westdeutschen Lehrerzeitung.)

Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen. Von Geh. Studienrat Dr. O. Weise. 2., verb. Aufl. Geb. M. 4.50

„Ein schier unerschöpflicher Inhalt wird uns vorgeführt in einem Gewande und in einer Darstellungsweise, daß auch der weniger sprachlich Geschulte den Ausführungen folgen kann, die aber nicht minder auf wissenschaftlicher Grundlage beruhen." (Westdeutsche Lehrerzeitung.)

Wie denkt das Volk über die Sprache? Von Prof. Dr. Fr. Polle. 3., verb. Aufl. von Geh. Stud.-Rat Dr. O. Weise. Geb. M. 1.80

„Das Buch ist für Leser aus allen Kreisen der Gebildeten ohne einen besonders gelehrten Apparat geschrieben. . . . Jedermann, der sich für die Denk- und Sprechweise des Volkes interessiert wird das Büchlein mit Nutzen und Vergnügen lesen." (Zeitschr. f. d. Realschulwesen.

Ästhetik der deutschen Sprache. Von Geh. Stud.-Rat Dr. O. Weise. 4., verbesserte Auflage. Geb. M. 3.20

„Verfasser hat durch seine Studien, die sich auf alte und moderne Zeit erstrecken und auch die neuesten wissenschaftlichen und künstlerischen Erscheinungen nicht unberücksichtigt lassen, ein sehr empfehlenswertes Buch zu seinen früheren Werken hinzugefügt." (Literar. Zentralblatt.)

Wort und Sinn. Begriffswandlungen in der deutschen Sprache. Von Franz Söhns. Gebunden M. 2.—

„Verfasser weiß in anziehendem Plaudertone alle geistigen und Kulturwerte klarzumachen, die sich aus der Geschichte unserer Wörter und aus ihren Begriffs- und Bedeutungswandlungen herausfinden lassen." (Königsberger Hartungsche Zeitung.)

Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Von Dr. Fr. Söhns. 6. Aufl. Mit Buchschmuck von J. V. Cissarz. [Unter der Presse 1920.]

„Das eigenartige Buch, das in gefälliger Form Botanik, Philologie, Kulturgeschichte und Volkskunde wie verschiedene Blumen zu einem bunten Strauße vereinigt, ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, die wir warm empfehlen." (Deutsche Alpenzeitung.)

Auf sämtl. Preise Teuerungszuschl. d. Verlags (Juni 1920 100%, Abänderung vorbeh.) u. d. Buchhandlungen

AnF
R4453d

251778

Author Reuschel, Karl Theodor

Title Deutsche Volkskunde im Grundriss. Vol.1.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 09 02 01 017 9